

Korsische Räuberpistolen

I n h a l t: Das Tellereisen + S. 12 Wildwest im Griesbachtal + 24 Teure Ostereier + 28 Frecher Lohnraub + 34 Der Mann mit dem Vorschlaghammer + 41 Ein Hohes Tier fliegt aus dem Rennen + 49 Der Vogelwart + 58 Uhren mit Flügeln + 60 Pony-Pizza + 63 Frau Nat wird eingestellt + 68 Der Hochsitz + 82 Flußmusik + 90 Stellwerk mit Suppe + 92 Spätholz + 97 Lambrusco + 100 Ein Preisverweigerer

Das Tellereisen

Das Telefon klingelte. Petru Belmosto winkte unwirsch ab, ohne von seiner ihn fesselnden Lektüre aufzusehen, und stocherte dabei auch noch mit einem Zeigefinger auf den beleibten Kollegen, der ihm auf Armeslänge gegenüber saß. Rino Prat befaßte sich gerade sorgfältig mit dem Auswickeln eines Erdbeersahnebonbons. Er vollendete sein Werk, schlenkerte das Bonbon in seine Mundhöhle und angelte sich den Telefonhörer.

„Kriminalhauptmeister Prat“, quetschte er dann hervor und hob für alle Fälle auch schon gelangweilt seine buschigen, schwarzen Augenbrauen. Die Bonbons waren seit einigen Wochen seine Geheimwaffe gegen die Versuchung, wieder zu rauchen.

In der Tat, bei dem Anrufer handelte es sich lediglich um Sinibaldi. Der schnauzbärtige Wachtmeister saß mit noch zwei anderen Nasen direkt unter ihnen im Erdgeschloß des schmalbrüstigen Polizeigebäudes von Porto Canto. Das Gebäude lag in Hafennähe am Fohlenmarkt. Es war recht trutzig aus Naturstein erbaut und wies im Erdgeschloß, neben der Wache, sogar zwei historisch wertvolle Gefängniszellen auf. Deren vergitterte Fenster gingen auf den Hinterhof.

Jetzt nahm Prat die Erklärung Edmond Sinibaldis entgegen, da sei ein Weibsbild in der Leitung, das unbedingt die Kripo zu sprechen wünsche. Darunter tue sie es nicht. „Mit einem schnöden Wachtmeister gibt sie sich nicht ab, du verstehst, Rino? Soll ich mal durchstellen?“

„Naja“, erwiderte Prat um sein Bonbon herum, „immer her mit der Dame, Edmond!“

Nach dem unvermeidlichen Knacken in der Leitung vernahm Prat eine etwas rauchige, dunkle Frauenstimme, die er, gottseidank, nicht so schnell vergessen würde. Er hörte ihr zu, obwohl sie es verschmähte, sich erst einmal vorzustellen. Sie sagte nur zwei

oder drei Sätze auf. Als Prat sie dann um ihren Namen bat, hatte sie schon wieder aufgelegt.

Belmosto war die kleine Verdutztheit seines Gegenübers nicht entgangen. Er schob das aufgeschlagene Buch, das ihn so beschäftigt hatte, gleichsam symbolisch eine Daumendicke beiseite und sah sein Gegenüber fragend an.

„Hm, hm“, rieb sich Prat sein tadellos rasiertes Kinn, „was soll man davon halten ..? Eine mir unbekannte Anruferin behauptet, in einer Grotte der Steilküste bei Fendersruh, gleich unter den drei Pinien, die dort stünden, liege ein toter Bürgermeister. Ihren werten Namen wollte sie uns offensichtlich nicht verraten.“

„Das war alles?“

Als sein Mitstreiter nur nickte, warf Belmosto einen Blick auf den Fohlenmarkt. Die Sonne malte kurze, kräftige Schatten. Die Turmuhr der Kathedrale ging gegen 11. Da die Oberlichter ihrer beiden Bürofenster aufstanden, war der plätschernde Marktbrunnen zu hören. Auch ein Säugling brüllte irgendwo.

„Sie sprach also nicht von einem toten Mann, vielmehr von einem toten *Bürgermeister*, ist das richtig, Rino?“

Prat nickte erneut.

„Dann scheint sie ihn zu kennen. Das macht ihre Geschichte etwas wahrscheinlicher. Laß uns lieber einmal nachsehen. Wir nehmen das Gespann. Pack deine *Polaroid* ein, Rino! Nimm bitte auch die große Stablampe mit.“

Der Kriminalkommissar hatte sein Buch bereits mit dem Lesezeichen versehen und zugeklappt. Jetzt erhob er sich, um dafür eine Landkarte der Balagne aus seiner Schreibtischschublade zu ziehen. Wenig später gingen sie gemeinsam nach unten, setzten Sinibaldi ins Bild und verschwanden durch die Hintertür im Hof, der eine mächtige, alte Kastanie, Garagen und eine Ausfahrt zur Töpfersgasse bot.

2

Porto Canto zählte in den 1960er Jahren keine 5.000 EinwohnerInnen. Es galt als Herz der Balagne, wie der Winkel im Nordwesten Korsikas hieß. Das Hauptquartier der Polizei der ganzen Mittelmeerinsel befand sich weiter südlich in der ungleich größeren Hafenstadt Ajaccio. Die Kripo hatte, neben Porto Canto, auch noch Ableger in Bastia und Porto Vecchio, die auf der Ostseite der Insel lagen. Dort hatte Staatspräsident Charles De Gaulle erst unlängst eine Menge Algerien-Franzosen angesiedelt, nachdem er freundlicherweise das

Gemetzel in dem nordafrikanischen Land für beendet erklärt hatte. Die Algerien-Franzosen waren eher harte Nüsse für die Kollegen an der Ostküste. Aber dafür machte sich im Westen allmählich die heimische Mafia breit, mit der auch nicht immer gut Kirschen zu essen war. Im übrigen hatte der Graf bereits vorhergesagt, in zwei oder drei Jahrzehnten werde die schlimmste Plage der Insel der Tourismus sein. Zum Glück werde er es nicht mehr erleben.

Sie brausten aus der Stadt. Prat hatte sich in den Beiwagen des schweren Motorrads gezwängt, legte sich in Linkskurven fachmännisch auf die rechte Seitenverkleidung und ließ die Ohrenklappen seiner lederbesetzten Fliegermütze genüßlich im Fahrtwind flattern. Seine ausladende Stirnglatze verbarg sie natürlich noch immer.

Der drahtige Belmosto lenkte. Er hatte seine Ohrenklappen ordnungsgemäß unter dem Kinn verschnallt. Er war nicht weniger gut als sein Mitstreiter rasiert, wußte sich freilich noch im Vollbesitz seines braunen, etwas krausen Kopfhaaars, das er bis in den hinteren Hemdkragen zu kämmen pflegte. Bärte haßte er. Der Graf hatte ihm erst unlängst gestanden, wegen dessen Vollbart sogar einmal den eigenen Sohn ausgeschimpft zu haben. Der weißhaarige Vater, vielleicht um 75, war Belmostos Vermieter. Er hatte sein sogenanntes Schloß in den Bergen mit einer kleinen Villa am Osthang der Stadt vertauscht, die Belmosto schon viele unentgeltliche Sonnenuntergänge über dem Meer geschenkt hatte, obwohl er im Souterrain der Villa wohnte. Der Graf nutzte den Oberstock und das Mansardendach, in dem er seine umfangreiche Bibliothek eingerichtet hatte. Aus ihr stammte das Buch des französischen Denkers Émile Chartier, genannt Alain, das der Kommissar gegenwärtig las. Alain war 1951 bei Paris gestorben. Der Graf schien große Stücke auf diesen Autor zu halten. Nebenbei pflegte er seine Bücher, auch die von Marx oder Sartre, eigenhändig abzustauben, da er sich, als Witwer, noch nicht einmal Bedienstete leistete. Ob er wirklich Graf war, entzog sich Belmostos Kenntnis, doch jeder nannte den hochgewachsenen, hageren Greis ausschließlich „Herr Graf“. Es interessierte Belmosto auch nicht. Von daher könnte man an seiner Eignung für die Kriminalistik zweifeln – wegen mangelhafter Neugier. Belmosto gehörte aber zu den seltenen Menschen, die zahlreiche Dinge, die sie intuitiv für unwichtig halten, kurzerhand auf sich beruhen lassen. Der tote Bürgermeister war vermutlich nicht so unwichtig, falls sie nicht an der Nase herumgeführt worden waren.

Nach rund sieben Kilometern erblickten sie die drei Pinien. Belmosto schaltete herunter und bog querfeldein von der Landstraße ab. Prat wurde kräftig durchgeschüttelt. Sie parkten unmittelbar in dem eher dürftigen Schatten der Schirmkiefern.

Sie fanden einen steilen Pfad, der sich in einigen Kurven zum Strand hinunter wand. Er wirkte keineswegs jungfräulich. Das Meer war hier von etlichen, teils beträchtlich vorgelagerten Klippen durchsetzt. Als sie auf den Kieseln angekommen waren, fiel ihnen die Grotte in der Steilküste fast auf Anhieb ins Auge. Selbstverständlich sahen sie sich trotzdem gut um und achteten auch darauf, keine womöglich vorhandenen Spuren zu beschädigen. Die Kiesel boten viel Tang, reichlich aufgebrochene und leergeschlürfte Muscheln, etwas Papier- und Knochen- oder Grätenabfall und sogar eine erkaltete Feuerstelle. „Es sieht fast nach einem kleinen Campingplatz aus“, sagte Belmosto. Dann nickte er von Prat, der bereits die Stablampe gezückt hatte, zur Grotte: „Schauen wir mal, mein lieber Rino. Soll ich heldenmütig vorangehen ..?“

Zwar hatten sie am Fohlenmarkt vorsichtshalber ihre Pistolen aus dem Safe geholt und in ihren Jackentaschen versenkt, aber in dem beinahe Scheunentor großen Eingang der Grotte hätte sie jeder Dorftrottel mit Hilfe einer Maschinenpistole in Fliegengitter verwandelt. Die Grotte war erstaunlich geräumig, dabei zumindest streckenweise mehr als dreimannshoch. Den Toten hatten sie rasch entdeckt. Er lag seltsam verkrümmt zu ihrer Linken unweit einer nahezu senkrechten Grottenwand. Wie sie sich zunächst überzeugten, war er wirklich tot. Ohne seine derbe Bauernkluft hätte er wahrscheinlich wie ihr Kollege Sinibaldi ausgesehen, der mit dem Schnauzbart. Der Kommissar hielt die Lampe, der Hauptmeister fotografierte. Dann zogen sie dünne Handschuhe an und untersuchten den angeblichen Bürgermeister. Sie fanden keine Papiere. Seine erstaunlich kostbar wirkende Armbanduhr trug er noch. Sie tickte sogar und verkündete den beiden Kriminalbeamten: Meine Herrren, es ist gleich 12, denken Sie schon mal ans Mittagessen!

Da sie keine offensichtlichen Verletzungen feststellen konnten, tippte der Kommissar auf Genickbruch. Der Hals des Toten wirkte nämlich verrenkt; der Mann im ganzen wie abgestürzt. Nur an seinem rechten Fußknöchel entdeckten sie merkwürdige Schürfwunden und Blaue Flecken unter seiner Wollsocke. Sollten das Kampfspuren sein? Als Todesursache schieden sie jedenfalls aus.

Die Theorie vom Absturz kam ihnen einleuchtender vor. Tatsächlich lehnte ganz in der Nähe auch eine Sprossenleiter an der buckligen Grottenwand. Hart neben ihr, in vielleicht drei Meter Höhe, war ein kleiner Felsvorsprung zu sehen – eine Art Stufe, auf der ein Mensch notfalls stehen konnte, falls er wollte. Auch sie ging in Prats Sofortbildfilm ein. Ungefähr mannshoch über der Stufe schien es erneut einen Absatz in der Grottenwand zu geben, aber an diesen kamen sie, wegen der bescheidenen Länge der Leiter, einstweilen nicht heran. Belmosto schlug vor, erst einmal ins nächste Dorf zu fahren, um die fällige

Erkundung nach Zeugen mit einem kräftigen Mittagessen zu verbinden. Prat begrüßte den Vorschlag gern. Allerdings gab er zu bedenken:

„Und was machen wir unterdessen mit dem toten Bürgermeister? Soll er hier verhungern?“

Belmosto winkte ab. „Unfug! Wir laden ihn in den Beiwagen und bestellen vom Dorf aus einen Leichenwagen. Somit mußt du für die zwei Kilometer mit dem Rücksitz Vorlieb nehmen, mein lieber Kollege!“

3

Das Dorf hieß Santa Marcu. Es stieß bereits an den Fuß des Vorgebirges. Am Marktplatz lagen, sieht man einmal von der witzigen Kirche ab, vor allem zwei wichtige Einrichtungen: ein Gasthof und ein Bürgermeisteramt. Die schlicht verputzte Kirche war im stumpfen Winkel um den luftigen Glockenturm gebaut und zeigte zumindest zum Platz hin so gut wie kein Fenster, nur eine Art von Schießscharte neben der Eingangstür. Sie hätte auch das örtliche Gefängnis sein können.

Verständlicherweise erregten sie mit ihrem im Beiwagen aufgebahrten Toten ein gewisses Aufsehen, denn wie sich rasch herausstellte, war er tatsächlich der amtierende Bürgermeister von Santa Marcu gewesen. Er hieß Camille Duprat. Aus verschiedenen versteckten Blicken oder Bemerkungen schlossen die Kriminalbeamten, es habe sich bei dem 53jährigen Schnauzbart nicht gerade um eine lupenreine Perle korsischer Kommunalpolitik gehandelt. Darum konnten sich Prat und Belmosto aber zunächst nicht kümmern, weil vordringlich der Leichenwagen, dann das Mittagessen zu bestellen war.

Im Gasthof saßen ein paar Kartenspieler und ein Ausflugspaar mit einem Schlag Kinder, die sich durch Schokoladeneis nur mäßig bändigen ließen. Sie setzten sich, von der Theke entfernt, an einen Fenstertisch. Der Wirt, noch dicker als Prat, fühlte sich offensichtlich geehrt. Er legte ihnen eigenhändig den Speisenzettel vor, machte sie auf dies und das aufmerksam und schickte ihnen später, als Überbringerin eines Hasenbratens, seine vielleicht hübscheste und einzige Serviererin an den Tisch. Sie mochte Mitte 20 sein; ihre dunklen Augen versprühten Feuer. Prat zuckte jäh zusammen, als sie den Hasenbraten mit ein paar Floskeln garnierte. Kaum hatte sie sich wieder zur Theke gewandt, stieß er seinen Vorgesetzten unter dem Tisch ans Bein, stocherte mit dem Daumen unauffällig hinter sich und mimte dann ein kurzes Telefongespräch. „Da haben wir sie schon!“ raunte er genüßlich, während er in seine Hasenkeule hieb.

Belmosto verstand sofort und nickte. Es war die anonyme Anruferin mit der betörenden dunklen Stimme.

Sie einigten sich darauf, die Zeugin gleich zu Tisch zu bitten, sobald sie den Kaffee bringen würde. Als es soweit war, wollte sie wieder verschwinden, aber Prat hielt sie am Schürzenzipfel zurück. „Wenn Sie uns nur noch schnell verraten würden, gnädige Frau, warum Sie es vor ein paar Stunden beim Telefonieren mit der Kriminalpolizei für überflüssig hielten, sich wie eine anständige Bürgerin vorzustellen ..?“

Sie wurde rot wie ein Sonnenuntergang am Hafen von Porto Canto. Schon schob ihr Prat einen Stuhl zurecht und bat sie, für einen Augenblick Platz zu nehmen.

Darauf ging sie mit ängstlichen Blicken ein, die um Schonung baten. Schließlich waren Gäste und auch der Wirt im Raum, der gerade hingebungsvoll Weingläser wienerte, aber womöglich auch seine Ohren spitzte. Wie sich gleich herausstellen sollte, war der Wirt sogar ihr Vater.

Belmosto beruhigte Danielle Alfonsi und kitzelte mit seinem sanftmütigsten Tonfall die folgenden, ziemlich kühn klingenden Behauptungen aus ihr heraus. An den Klippen unterhalb der drei Pinien hatten zwei herrlich blonde junge Deutsche, einem heißen Tip folgend, nach Perlen gefischt, und zwar erfolgreich. Sie waren beide gute Taucher. Einen Teil ihrer Ausbeute hatte Danielle mit eigenen Augen bewundern dürfen. Werner und Rolf hießen die Kerle. Rolf war anscheinend ein Lockenkopf zum Anbeißen gewesen – und da konnte sie, die Gastwirstochter, nicht widerstehen. Sie „schenkte ihm ihre Gunst“, wie es immer heißt. Die beiden Deutschen hatten ein kleines Zelt, kamen aber auch öfter zum Einkaufen und Wasserzapfen ins Dorf. Für ihre gefischten Perlen hatten sie in der Grotte ein „todsicheres“ Versteck, habe ihr Rolf einmal versichert, als sie im Unterholz des Vorgebirges beieinander lagen. Nach drei Wochen jedoch gab es ein großes Erschrecken. Danielle hatte im Schankraum Fetzen eines Gespräches zwischen Duprat, dem Bürgermeister, und einem smarten Schiffer aus Porto Canto aufgeschnappt. Wie es aussah, besaß der Schiffer ein Motorboot. Der Plan der beiden Männer ging dahin, die deutschen Perlenfischer an den Klippen von der See aus zu überraschen und ihnen, maskiert und mit vorgehaltener Pistole, das Versteck ihrer Beute abzapfen.

Genaueres hatte die Wirstochter nicht mitbekommen. Es genügte ihr freilich, um Rolf zu alarmieren. Das war erst vorgestern gewesen. Für den nächsten Nachmittag hatten sich die beiden Piraten verabredet, um den geplanten Überfall auszuführen. Dem lieben Rolf schwoll natürlich der Kamm. Danielle hatte sich mit ihm in die Scheune ihres Onkels zurückgezogen. Dort herzten und berieten sie sich. „Das müssen Sie sich einmal vorstellen!“ flüsterte Danielle mit unterdrückter Empörung am Kripo-Mittagstisch. „So

eine Perle braucht 10 bis 15 Jahre, bis sie reif ist, und die beiden Jungs hatten sicherlich schon 50 oder 100 davon mühsam von den Klippenfüßen gekratzt und aus den Muscheln gepuhlt. Und dann will sich Duprat, dieser Lump, den ganzen Segen unter den Nagel reißen, ohne auch nur den kleinen Finger zu rühren! Das fand ich schon ziemlich dreist. An Rolfs Stelle hätte ich den Lumpen glatt mit dem Tellereisen erschlagen. Aber Sie haben es ja gesehen, der Lump hatte kein Loch in der Schädeldecke.“

Belmosto und Prat hoben wie auf ein Kommando ihre Brauen und blickten sich verblüfft an. „Mit dem Tellereisen, sagten Sie? Was meinen Sie damit?“

„Na, so eine Schlagfalle, müssen Sie doch kennen! Rolf hatte sie zufällig in der Scheune an einem Balken hängen gesehen. Mein Onkel war einmal Jäger. Rolf begeisterte sich für das Ding, und da schenkte ich es ihm – möglicherweise zum Abschied, wie es aussah“, fügte sie bitter hinzu. „Die beiden mußten ja ihre Ausbeute retten und flüchten, was sollten sie sonst tun?“

Die beiden Beamten sahen sich nachdenklich an. Schließlich sagte Belmosto: „Aber den Raub von gestern nachmittag und das damit verbundene Unfallgeschehen haben Sie nicht beobachtet?“

„Ach woher! Das war mir viel zu gefährlich.“

„Heute morgen fuhren Sie allerdings mit ihrem Rad zum Strand, erwähnten Sie vorhin. Und bald darauf riefen sie uns an. Warum?“

Sie dachte ein Weile nach und erwiderte etwas verlegen: „Naja. Ich bin römisch-katholisch erzogen. Mein Gewissen befahl mir das.“

Plötzlich schien sie sich zu besinnen. Sie erhob sich bereits und zischte: „Aber um Gottes willen – stellen Sie mich nur nicht bloß! Ich habe nichts gesagt. Ich muß ja hier leben!“

Damit verließ sie die beiden Beamten und verschwand in der Küchentür. Ihr Vater, der dicke Wirt, sah ihr stirnrunzelnd nach.

„Hm hm“, machte Prat. „Eine kesse Hummel ist sie ja ..!“

Belmosto lächelte, verzichtete jedoch auf sein gewohntes Abwinken. „Ich würde sagen, mein lieber Rino, wir erlassen es uns einstweilen, das Dorf und die ganze Balange nach weiteren Zeugen abzugrasen, und fahren lieber noch einmal zum Tatort, um Frau Alfonsis Angaben in aller Ruhe mit den dortigen Gegebenheiten zu vergleichen. Dann sehen wir weiter.“

Prat war einverstanden. Sie gingen zur Theke und baten den Wirt um die Rechnung. Belmosto stockte sie um ein saftiges Trinkgeld auf, das dem dicken Mann hoffentlich das Maul stopfen würde.

Während sie den beschwerlichen Pfad zur Grotte hinabstiegen, hielt Prat für einen Augenblick inne und deutete erfreut auf einen kleinen gelb blühenden Strauch: „Sieh an! Den habe ich beim Abtransport des Bürgermeisters glatt übersehen. Ginster! Der Kerl war ja schwer und sperrig wie ein Ackergaul! Habe ich recht?“

Er meinte die Leiche. Belmosto nickte und faßte den Ginster genauer ins Auge. „Macht sich wirklich gut hier, Rino, das muß ich zugeben. *Honigtropfen für die Brandung*, hätte Alain vielleicht gesagt. Ich habe inzwischen den Verdacht, Rino, dieser Philosoph neigt dazu, gelegentlich Gesänge für Gedanken auszugeben. Ich muß dem Grafen einmal die Leviten lesen. Alains Meer war übrigens der Atlantik, in der Normandie. Da machte er gern Ferien und sah die griechischen Götter aus den Wogen steigen.“

Der Lagerplatz am Kieselstrand war verwaist, wie sie ihn kannten. Belmosto malte sich jetzt das an den äußeren Klippen vertäute Motorboot aus. Vielleicht hatten die beiden maskierten Piraten ihre Pistolen in den Gummizug ihrer Badehosen gesteckt.

Nach wenigen Minuten gingen sie in die Grotte. Prat hielt die Stablampe, während sein Chef die Sprossenleiter erklomm. Sie reichte kaum über den Felsvorsprung hinaus. Belmosto musterte diesen, dann betrat er ihn sogar. Auf diese Weise konnte er mit gestrecktem Arm in den weiter oben klaffenden, quer verlaufenden Felsspalt greifen. Wie zu erwarten, fiel ihm *kein* Beutel mit Perlen auf den Kopf. Er scheuchte lediglich eine mehr als daumendicke Spinne auf, die Prat um ein Haar auf die Stirnglatze gesprungen wäre. Tatsächlich war der Hauptmeister instinktiv zusammengezuckt und brachte entsprechend den Lampenschein zum Tanzen.

„Gut so“, sagte Belmosto und kletterte mit Hilfe der Leiter wieder nach unten. „Laß uns zur Beratung zu unserem Fahrzeug zurückgehen, Rino. Scharfes Nachdenken benötigt bequeme Sitze.“

Die Pinien gaben wieder etwas Schatten. Prat durfte im Beiwagen liegen. Belmosto nahm den Rücksitz ein. Ihr Blick ging aufs Meer. Nachdem sich beide Männer gesammelt hatten, sagte Belmosto:

„Willst du meine Theorie hören, Rino ..? Also gut. Die Leiter verstecken sie immer in den Felsen. Mit der jeweiligen Tagesbeute erklimmt Lockenkopf Rolf den Felsvorsprung, um sie in dem oben im Felsspalt versteckten Beutel zu verstauen. Den findet keiner. Durch Danielles Warnung und das Tellereisen aber verfällt Rolf auf die Idee, den

Piraten sozusagen eine Falle zu stellen. Gegen deren Schießeisen sind sie ja machtlos. Sie müssen ihnen die Perlen ausliefern oder jedenfalls die Bereitschaft dazu vortäuschen. Somit versteckt Rolf das Tellereisen auf dem Felsvorsprung und spannt es. Durch den Schreck wird der Bürgermeister abstürzen und sicherlich auch seine Pistole verlieren. Rolf, der dem Dieb geleuchtet hatte, reißt die Waffe an sich und hält ihn in Schach, falls sich der Schnauzbart nicht sowieso schon das Genick gebrochen hat ... Hat er ja auch, wie wir wissen.“

„Das schon“, räumte Prat etwas spöttisch ein. „Allerdings wissen wir auch, es waren *zwei* Piraten, und der andere Blonde, Werner, ist ja auch noch da – wo denn, bitte-schön ..?“

Belmosto nickte und lächelte. „Ich will es dir verraten, Rino. Der blonde Werner war zunächst gefesselt und ins Motorboot gestoßen worden. Der bewaffnete Schiffer bewachte ihn jedoch zusätzlich, zumal ja sowieso einer Schmiere stehen mußte. Er hatte das Meer und die Steilküste zu beobachten und notfalls Alarm zu geben. Duprat dagegen quetschte den blonden Rolf mit in den Bauch gebohrtem Schießeisen nach dem Versteck der Perlen aus und hieß ihn schließlich zur Grotte vorgehen. Leuchtet dir das ein?“

Prat wog sein schweres Haupt. „Naja“, gab er nach einer Weile zu, „gar nicht so übel, Petru. Somit ist Rolf nach dem Todessturz des Bürgermeisters bewaffnet. Er schnappt sich den Beutel, watet oder springt zum Boot und setzt den Schiffer und seinen Kumpel Werner ins Bild. Soll er sich nun mit dem Schiffer schießen, weil der natürlich jetzt erst recht auf die Perlen scharf ist?“

„Nein, soll er nicht. Die beiden Blondes hatten ihre Flucht längst vereinbart, das Zelt abgeschlagen und so weiter. Das Motorboot kam ihnen gerade wie gerufen, um schnell und bequem außer Landes zu kommen, Rino. Jetzt schlagen sie dem Schiffer einen Dreibund vor. Sie zeigen ihm zunächst den zu Tode gestürzten Bürgermeister – kein angenehmer Zwischenfall. Dann sagen sie dem Schiffer: Bringe uns nach Nizza, Kamerad, dafür händigen wir dir ein Drittel unserer Ausbeute aus. Wenn das kein guter Deal war, Rino? Er war noch nicht einmal sonderlich kriminell. Schließlich ist Perlenfischen nicht verboten. Und der Bürgermeister war ja selber schuld. Oder habe ich etwas Wichtiges übersehen?“

Prat kratzte sich hinterm Ohr. „Na, das Tellereisen jedenfalls. Man muß ja den Onkel fragen, ob es wirklich in der Scheune hing, und man muß den Gerichtsmediziner fragen, ob die Fußwunden zu dieser verdammtten Falle passen.“

„Man muß, man muß!“ höhnte Belmosto. „Gar nichts müssen wir, mein lieber Kampfgefährte. Zofia Schuck will sich mit verhinderten oder wenigstens schön aufge-

klärten Verbrechen brüsten – gegen dumme Unfälle hat sie ja gar nichts. *Wie* der Unfall nun geschah, kann ihr doch scheißegal sein. Im Grunde ist das Tellereisen völlig nebensächlich, Rino. Das mußt du doch einsehen.“

Zofia Schuck war die Staatsanwältin von Porto Canto. Der Kommissar hatte sie durchaus zutreffend dargestellt. Gleichwohl maulte Prat:

„Aber wo ist es denn nun, das Tellereisen? Real, meine ich. Es reißt doch eine häßliche Lücke in unsere Theorie.“

Belmosto winkte ab. „In die Felsen wirft er es wohl kaum. Nimmt er es nicht mit nach Hause, um es, als glänzendes Souvenir, vor seiner Kölner Studentenbude auf die Fußmatte zu legen, wirft er es vermutlich gleich da drüben, hinter den Klippen, ins Meer. Möchtest du etwa nach ihm tauchen, Rino? Weil du noch nie ein echtes Tellereisen gesehen hast?“

Prat winkte drohend mit dem Zeigefinger, ließ das Thema jedoch fallen. Dafür sagte er nach einer Weile: „Im Gasthof hatte ich ein bißchen den Eindruck, dieser Schlawiner, dieser blonde Rolf also, hat sein Liebchen eiskalt sitzen gelassen. Deshalb hatte sie sicherlich auch etwas Wut auf ihn. Wahrscheinlich hatte er ihr schon 50 Perlen, das Blaue vom Himmel und ein wunderbares Hochzeitskleid versprochen – und alles nur fürs freie Vögeln, um es einmal unverblümt zu sagen. Ich nehme an, auch deshalb hat sie uns, nach der Entdeckung der Leiche, angerufen. Weil sie dem Typen böse war. Kann das nicht sein, Herr Kommissar?“

Belmosto zuckte die Achseln. „In der Liebe ist alles möglich, Rino. Am besten, man hält sich fern von ihr.“

Prat nickte schwermütig, schloß die Augen und räkelte sich in seinem Beiwagen zurecht. Es war das weiseste Wort, das er heute von seinem Mitstreiter vernommen hatte.

Belmosto nahm es als Zeichen für das Ende ihrer kleinen Unterredung. Er rückte einen Sitz vor, startete seine Maschine und wendete das Gespann möglichst behutsam, damit sein Begleiter nicht etwa seekrank würde. Sie fuhren zurück ins Büro.

5

Prat sah fast erschrocken von ihrer gemeinsamen Schreibmaschine auf. Sein Chef kicherte! Das kam selten vor, zumal beim Lesen. Der Kommissar hatte sich wieder sein Buch vorgenommen. *Lebensalter und Anschauung* hieß es übrigens, nicht gerade ein zündender Titel. Es stammte von 1927. Prat selber verfaßte gerade die Erklärung für die Presse, die sie

ihrer Staatsanwältin unterjubeln wollten. Jetzt blickte Belmosto auf und bat um die Erlaubnis, den Kollegen für einen Augenblick zu unterbrechen. Die Stelle passe zu gut zu ihrem fragwürdigen Gewerbe. Als Prat nur ermunternd nickte, schickte Belmosto voraus:

„Es ist im Grunde eine sowohl physiologisch wie poetisch gefärbte kulturgeschichtliche Abhandlung über den Menschen und seine Welt. Alains Vater war Tierarzt. Er selber soll Geige gespielt haben. Im fünften Teil der Abhandlung widmet sich der Autor den ‚Zeichen‘, dabei, neben beispielsweise der Stimme und der Sprache, auch der Hand. Dazu, für dich, nur die folgende Bemerkung des Denkers: *Die Hand geben heißt sich dem anderen verbinden, heißt die eigene Bindung zugleich mit der des anderen fühlen. Der Handschlag sichert gewissermaßen vor Angriff und Tötlichkeiten. Der Dieb und der Gerissene verstehen nicht gut, die Hand zu geben. Ihr Spiel besteht ja darin, zu greifen, ohne ergriffen zu werden.*“

Prat schmunzelte. Dann wollte er wissen, ob Petru schon einmal der lieben Zofia Schuck die Hand gegeben habe, der Staatsanwältin also.

„Ja, leider. Man kommt ja nicht umhin. Deine Frage ist kongenial, Rino! Sie gibt einem die Hand wie einen toten Fisch, habe ich recht?“

Prat grinste und ergänzte: „Oder wie ein eingeweichtes Brötchen, das sie abends in den Hackbraten zu mischen gedenkt.“

Jetzt lachte Belmosto sogar. „Vortrefflich, Rino! Wir sind uns also einig. Kommst du mit deiner Prosaarbeit voran?“

Das war der Fall. Prat schloß sie nach wenigen Minuten ab und reichte sie Belmosto über den Spalt zwischen ihren beiden Schreibtischen. Belmosto fand sie durchaus gelungen. In nochmals verdichteter Form war sie zwei Tage darauf auch als Meldung in der *Balange-Post* zu lesen.

>>Tragischer Unfall eines Perlenfischers. Ein 53jähriger Einheimischer hatte an den Klippen der Steilküste in der Nähe des Dorfes Santa Marcu nach Perlen getaucht. Er war die Vorsicht in Person. Den Beutel mit seiner Ausbeute pflegte er mindestens dreimal täglich mit Hilfe einer Leiter, die er stets wieder versteckte, in einer unzugänglichen Grottenwand zu verstauen. Dabei erlitt er am zurück liegenden Dienstag einen leider tödlichen Unfall, also nicht etwa beim Tauchen. Er stürzte von der Leiter und brach sich den Hals. Staatsanwältin Zofia Schuck aus Porto Canto nahm den tragischen Fall zum Anlaß, dieser Zeitung gegenüber zu beklagen, die Unfallrate beim Gebrauch von Leitern sei allgemein noch immer viel zu hoch. Vor allem möge der Bürger darauf achten, Leitern nie in völliger Abwesenheit von Mitbürgern zu benutzen. Der Perlenfischer war erst Stunden nach seinem Sturz von einem zufälligen Badegast gefunden worden.<<

Als die beiden Kriminalbeamten diese Verlautbarung des morgens in dem Blatt, das sie selbstverständlich abonniert hatten, selber noch einmal lasen, brachte ihr Gelächter sogar Sinibaldi zum Stirnrunzeln, der ja, wie immer, eins tiefer saß. Zum Glück hatte sich der beauftragte Volontär die Mühen eigener Nachprüfungen erspart. Andernfalls hätte er in Santa Marcu rasch erfahren, daß Bürgermeister Camille Duprat alles andere als ein Taucher war: er konnte noch nicht einmal schwimmen.

Wildwest im Griesbachtal

An einem milden Oktobertag hatte Belmosto endlich einmal Gelegenheit, das ehemalige Schloß seines Vermieters kennen zu lernen. Es lag rund 20 Kilometer südöstlich von Porto Canto in den Blauen Bergen, wo es, auf rund 500 Meter Höhe, das reizvolle Griesbachtal krönte. Dieses Hochtal verengte sich nämlich in leichtem Anstieg zum Mufflonfelsen hin, der es gleichsam verriegelte. An dessen Fuß lag das kleine Schloß. Allein der wuchtige Felsen war noch einmal 80 Meter hoch. Allerdings hatte er seit Jahren keine Mufflons, vielmehr nur noch ein militärisches Sperrgebiet zu bieten, das für Funk- und Radarzwecke genutzt wurde. Das sollte sich ausnahmsweise als Glücksfall erweisen. Als weiterer Vorzug stellte sich auch die Grotte heraus. Da das Schlößchen wegen des steinigen Baugrundes keinen Keller besaß, hatte der Bauherr die Grotte im Felsen ringsum ausmauern und mit einer mäusedichten Eingangstür versehen lassen. Damit besaß er in ungefähr 30 Schritten Entfernung von seinem Wohngebäude einen schönen, kühlen Vorratskeller für sein Wildbret und auch für seine Butter. In Wahrheit war die Grotte sogar eine ausgedehnte Höhle, aber das hatte beide Vorgänger der RancherInnen nicht sonderlich interessiert.

Das Schlößchen galt nicht als Antiquität. Es war erst nach Kriegsende für einen wohlhabenden Dirigenten aus Marseille errichtet worden, der hier seiner Jagdleidenschaft zu frönen gedachte. Aber die Pirsch war ihm nur für wenige Jahre beschieden. Als der Mann 1953 der Tuberkulose erlag, erwarb der Graf das Schloß. Keine 10 Jahre darauf wurde es dem neuen Schloßherrn allerdings zu kühl und zu schattig im Griesbachtal, und so ging er dankbar auf das Pachtgesuch von ein paar jüngeren Leuten ein, die sich auf dem Festland mit dem Ziel zusammen gefunden hatten, eine Art korsischer Ranch aufzuziehen. Das Vorhaben gefiel dem Grafen, zumal über die Hälfte der Gruppe weiblichen Geschlechts war. Etwas heikel wurde es, als die Gruppe mit einem Bärtigen herausrückte, aber das steckte der Graf ein. Sein Pachtzins, der die ganzen Wiesen im Tal einschloß, war

spottniedrig. Der Vertrag räumte der Gruppe sogar die Möglichkeit ein, das Anwesen nach 12 Jahren zu kaufen. Tatsächlich enttäuschten die RancherInnen nicht. Schon nach wenigen Jahren hatte sich ihre Pferdezucht einen guten Ruf erworben. Sie züchteten kleine, trittsichere und wendige Pferde, die sich hervorragend für Gebirge eigneten. Das Dumme war nur, sie waren nicht die einzigen Leute auf Korsika, die Pferde züchteten. Ihr entscheidender Nebenbuhler war Don Matorell aus dem nahen Bergstädtchen Taro. Sein dortiges Gehöft wies sogar ein nachweislich altes Herrenhaus auf, das er allerdings in den spanischen Farben angestrichen hatte, Rot-Gelb-Rot. Wie sich versteht, verehrte er auch den General Franco.

Der Erkältungsgefahr vorbeugend, hatten Belmosto und Prat den klapprigen, einst strahlend weißlackierten *VW-Käfer* der Polizei am Fohlenmarkt genommen. Prat steuerte; Belmosto hielt die Landkarte auf seinen Knien. Man sah bereits die Funktürme auf dem Mufflonfelsen, dahinter die bewaldeten Blauen Berge. Die beiden Kriminalbeamten überlegten, ob es sich vielleicht vermeiden ließe, den *Käfer* zum Militärischen Sperrgebiet auf der Kuppe hinauf zu quälen. Sie entschieden sich für: ja, es ließ sich einstweilen durchaus vermeiden. Zwei piffige und hurtige Köpfe unter den oben diensthabenden Soldaten hatten der Kripo nämlich bereits einen sorgfältig verfaßten schriftlichen Bericht über das ruppige Geschehen übermittelt, das es nun zu untersuchen galt. Die Station auf der Kuppe war rund ums Jahr lückenlos von einem Dutzend Funkern und Wächtern besetzt, die natürlich öfter abgelöst wurden. Zu den eigentlich überflüssigen Gepflogenheiten der Wachsoldaten gehörte auch die nächtliche Streife rund um die eigentliche Station; es war Vorschrift. In der vorletzten Nacht hatten die beiden Berichterstatter zwischen zwei und sieben Uhr in der Frühe Wache geschoben. Gegen Drei merkten sie plötzlich, unten im Griesbachtal tat sich etwas, obwohl die ganze Ranch der PferdezüchterInnen nicht ein erleuchtetes Fenster zeigte. Wie sie durch ihre Feldstecher sahen, hielten von Taro her drei Reiter, die sich sichtlich und hörbar bemühten, keinen unnötigen Lärm zu machen, im fahlen Mondlicht auf die Ranch zu. Zwar standen die Pferde der RancherInnen wegen des guten Herbstwetters tagsüber noch auf den Koppeln, doch abends wurden sie sicherheitshalber in den Korral geführt, der nur einen Steinwurf vom Schlößchen entfernt lag. Als sich die Fremden nun ungefähr bis auf 150 Meter dem Korral genähert hatten, wurden die Ranchgäule selbstverständlich unruhig. Prompt versetzten die Reiter ihre eigenen Gäule in Galopp, wohl nach dem Motto, Frechheit siegt. Sie preschten wie ein Wirbelsturm zum Korraltor. Wahrscheinlich hatten sie vor, flugs einzudringen, dann die Gäule der Ranch von hinten her mit Rufen oder gar Schüssen aus dem Korral zu

scheuchen und genauso hurtig wieder das Weite zu suchen. So war es den Ranchern nämlich gesteckt worden.

Die beiden Wachsoldaten waren natürlich nicht im Bilde. Deshalb staunten sie nicht schlecht, als plötzlich ein Schuß fiel. Der vorderste Gangster hatte gerade gestoppt, um das Korraltor öffnen zu können. Der Schuß fegte ihm den Hut vom Kopf. Dann habe eine Frauenstimme so etwas Ähnliches gerufen wie: „Runter von den Gäulen, ihr Schmutzfinken, und die Pfoten hoch!“, schrieben die Wachsoldaten. Diese Aufforderung gefiel den Ertappten aber gar nicht. Sie rissen sofort ihre Pferde herum und versuchten unter dem aufgeregten Wiehern der Ranchgäule zu entkommen.

Zwei von ihnen gelang es auch. Den dritten Mann im Bunde dagegen erwischte der zweite Gewehrschuß, der aus der Heuluke eines Stallgebäudes abgegeben wurde. Wie sie später unumwunden zu Protokoll gab, war die Schützin die Kommunardin Corsica gewesen. Als libertär gestimmte Lebens- und Arbeitsgemeinschaft nannten sich die RancherInnen selber *Kommune*. Corsica hatte, mit dem Kommunarden Paul, Wachdienst gehabt. Eigentlich habe sie nur das Pferd des Gangsters zu Fall bringen wollen, leider aber den Gangster selber aus dem Sattel geschossen. Dessen Gaul galoppierte gleich den beiden anderen Gangstergäulen nach. Der getroffene Reiter klatschte auf den Fahrweg und rührte sich nicht mehr. Im Schlößchen war inzwischen Licht aufgeflammt. Mehrere aus dem Schlaf geschreckte Kommunarden kamen bereits mit der Flinte in der Hand über den Hof getrabt. Auch dies wurde noch vom Mufflonfelsen aus beobachtet. Die Herbeigeeilten hätten den Gestürzten umringt, offensichtlich dessen Tod festgestellt und vermutlich alsbald mit ihren Fragen oder Gewissensbissen gerungen. Soweit der Bericht der beiden Wachsoldaten.

2

Prat bog von der Landstraße nach Taro in die unbefestigte Zufahrt zur Ranch ein. Der *Käfer* schüttelte sie ziemlich durch, aber das Griesbachtal entschädigte für manches Ungemach. Trotz der vorgerückten Jahreszeit wirkten die mit zahlreichen Kräutern gespickten Wiesen noch fett. Der holprige Fahrweg hielt sich an den Griesbach, der mit dem Tal allmählich schmaler wurde. Die Steilhänge waren streckenweise bewaldet, sonst felsig. Eine Art Gebell aus der Luft konnte Belmosto mit Prats Hilfe auf einen durchs Tal rudern den Kolkraben zurückführen. Der Kommissar bekam sogar kletternde Ziegen in sein Taschenfernglas, das er wohlweislich eingesteckt hatte, nur keine Mufflons. Diese teils

gewaltig gehörnten Wildschafe drohten bereits auszusterben. Bald sahen sie auch die ersten Pferde, viele davon braunweiß gescheckt. Corsicas Flintenschüsse hatten sie vor der Entführung bewahrt.

Das blaßgelb verputzte zweigeschossige ehemalige Jagdschlößchen, nun Hauptgebäude der neuen Pferde-Ranch, machte eine gute Figur, obwohl es etwas heruntergekommen wirkte. Auf der Vorderseite war das Erdgeschoß nach beiden Hausecken hin von einem gedeckten Wandelgang aus zierlichen Säulen gesäumt. An dem bekannten gestauchten Giebel über der zweiflügeligen Eingangstür, die in einem schmalen Mittlerisaliten saß, war 1947 zu lesen. Die Ziegeln des eher flachen Walmdachs zeigten einiges Moos. Alle hohen Fenster hatten Läden, deren blauer Lack überwiegend rissig, zum Teil auch schon abgeblättert war.

Die Kriminalbeamten hatten bereits mehreren Gestalten grüßend zugnickt, die auf dem Reitplatz oder an den Ställen zu sehen waren. Es gab sogar einen kleinen, von der Sonne beleckten Gemüse- und Kräutergarten, in dem der Genosse Paul, wie sich herausstellte, gerade Rosenkohl pflückte. Nach dem Aussteigen wurden Belmosto und Prat auf der niedrigen Vortreppe von einer vergleichsweise hochgewachsenen, überdies recht drallen braunhaarigen Frau um 40 empfangen. Sie überragte den Kommissar um einen halben Kopf. Sie meinte, sie sei „Francoise“, was sich Belmosto freilich, dank eines ausführlichen Gespräches mit dem Grafen, schon gedacht hatte. Sie trommelte ihre MitstreiterInnen zusammen, soweit sie nicht unterwegs waren, und führte die Besucher in den Speise- und Versammlungsraum der Kommune. Prat strich im Vorbeigehen über einen hüfthohen eisernen Ofen: er war erfreulicherweise warm. Francoise bot gepolsterte Stühle, dann Kaffee oder Tee an und nannte die Namen der Kommunarden, die nach und nach eintrudelten. Sie erklärte auch, vier Personen seien zur Stunde draußen zum Ernten „in den Kastanien“. Vermutlich waren die Früchte der Edelkastanie gemeint, die man braten oder zu Mehl verarbeiten konnte. Prompt bekam Prat bereits Hunger.

Im ganzen zählte die Kommune 14 Köpfe. Kinder gab es nicht. Dem Grafen zufolge kamen seine PächterInnen erstaunlich gut miteinander aus. Vielleicht hänge das mit dem Frauenüberschuß zusammen. Geschlagene 9 der 14 sogenannten Rancher waren weiblichen Geschlechts. Als Gründerin und heimliche Chefin der Ranch galt Francoise. Ihre Geliebte war Edith, eine kleine, zartgebaute Schwarzhaarige, die anscheinend auch gerade „in den Kastanien“ war. Eigentlich seien Francoise und Edith damals, versicherte der Graf, hauptsächlich vor der Verachtung geflohen, die lesbischen Paaren im französischen Mutterland entgegenschlug. Aber in dieser Hinsicht seien sie möglicherweise vom Regen in die Traufe gekommen. In der Balagne blühten leider so manche Gerüchte über

den sozialistischen Sündenpfehl am Fuß des Mufflonfelsens, wie er wisse. So viele Weiber! Und nicht ein Baby! Dem standen immerhin die Zuchterfolge der RancherInnen bei Vierbeinern und überhaupt der Umstand entgegen, daß sie offenbar nicht von Diebstahl, Wilderei oder Drogenhandel lebten. Aber die hübschen hohen, blauen Fensterläden hätten sie wirklich einmal abschleifen und neu streichen können!

Der Kommissar las den versammelten Leuten den Soldatenreport vom Mufflonfelsen vor. Wie sich versteht, waren sie über diese Schützenhilfe erleichtert. Sie bestätigten die Darstellung im Report ohne Einwände. Dann wurde es freilich heikel, weil Belmosto auch schon mit der Polizeiwache in Taro telefoniert hatte. Es ging um den Verbleib der Leiche des erschossenen mutmaßlichen Pferdediebs. Die beiden Wachtmeister aus Taro mußten sich jedenfalls nicht mehr um deren Abtransport von der Ranch kümmern. Don Matorell persönlich hatte die Ordnungshüter am Vormittag nach dem Zwischenfall aufgesucht, um sich mit wenig höflichen Worten darüber zu beschweren, daß die Leiche jetzt bei ihm lag, auf seinem eigenen, tadellos geführten Anwesen! Die RancherInnen hatten sie nämlich noch im Morgengrauen in ihrem Jeep nach Taro gefahren und dem Don kurzerhand und wutentbrannt über die Hofmauer geworfen, ehe sie wieder davonbrausten.

Paul und Mufty gaben es zu. Paul war der vom Grafen tolerierte Schnauzbart der Kommune, ein Kleiderschrank von Kerl. Mufty hieß eigentlich Jürgen. Der hagere, etwas flachgesichtige Rotschopf verdankte seinen Spitznamen einigen Semestern Jura, für die er einmal in München eingeschrieben gewesen war. Damals hatte er auch die arabische Halbinsel bereist, per Kamel. Nun bat er die Kriminalbeamten um Verständnis. Pferdediebstahl – auch der versuchte – gelte bekanntlich in allen Teilen der Welt als besonders ruchlos, nur in Grönland nicht. Somit war Mufty nicht völlig ohne Humor, trotz seines sommersprossigen Wüstenantlitzes. Und die feindselige Einstellung Don Matorells gegen die RancherInnen piffen schließlich alle Tannenhäher der Blauen Berge von den Baumwipfeln, stellte Mufty fest. Der Tote sei nachweislich ein enger Kumpel von Matorell gewesen. Und da solle man gute Miene zum bösen Spiel machen? Nie und nimmer. „Wir sind hier keineswegs dogmatische Pazifisten, Herr Kommissar“, schloß er seine Rede. „Werden wir hartnäckig angegriffen, schlagen wir zurück.“

Während Belmosto und Prat Mühe hatten, sich das Schmunzeln zu verkneifen, meldete sich die einzige einheimische Person der Kommune zu Wort, eine drahtige, etwas humorlose schwarzhaarige Frau Ende 20. Es war die Schützin des Tages, Corsica. Sie hatte die Angewohnheit, immer ihren rechten Mundwinkel zu beknabbern, den rechten von sich selbst aus gesehen. Sie kam aus dem Dunstkreis des korsischen „nationalen Wider-

standes“, wo ihr Bruder Aktivist war. Ihren Namen verdankte sie ihrem bereits in einem Gefecht gefallenen Vater. Sie schoß besser als er. Jetzt gab sie zu bedenken:

„Sie müssen auch berücksichtigen, wie der ‚Don‘ mit uns Weibern umgegangen ist. Auch das wird ihnen in Taro jeder Zweite bestätigen. Matorell rannte jeder Schürze hinterher, aber kaum hatte er dieser seine typisch iberische Rauhbeinigkeit gezeigt, rannten sie ihm ihrerseits wieder davon. Er hatte nichts als Pech mit seinen ‚Donnas‘, die er anfangs geradezu anzubeten pflegte. Eine von ihnen, Magdalena mit Namen, hatte neulich sogar bei uns Schutz gesucht, hier auf der Ranch. Das dürfte, neben den Pferden, seine Zerknirschung gerade noch gesteigert haben. Magdalena hat sich inzwischen zu Verwandten auf der Insel Elba abgesetzt. Aber wir ‚Flintenweiber‘, wir ‚Lesbenplage‘ und weiß der Teufel was noch alles, wir saßen ihm ja immer noch vor der Nase.“

Nach dieser Ansprache bat Paul darum, sich in die Küche verziehen zu dürfen. Er wollte das Mittagessen fertig machen. Die Herren seien selbstverständlich herzlich eingeladen.

Belmosto nickte, dankte Paul und nahm an. Dann sagte er: „Eine wichtige Frage würde uns allerdings noch vor dem Essen brennend interessieren, liebe Leute. Woher wußtet ihr denn, was Matorells Kumpanen für die Tatnacht planten? Wer hat euch gewarnt? Und vorausgesetzt, es gab diesen Informanten, wäre er natürlich ein wichtiger Zeuge für uns, der unter Umständen entscheidend zu eurer Entlastung beiträgt.“

Über diesen Gesichtspunkt hatten sich die Kommunarden offensichtlich bereits verständigt. Mufti schüttelte sofort seinen roten Schopf. „Unmöglich! Wir können unseren Informanten nicht bloßstellen. Seinen Namen bekommen Sie auf keinen Fall. Wir können Ihnen aber gern erzählen, was er *uns* erzählte.“

Prat sah seinen Chef an. Der schien die Weigerung für akzeptabel zu halten. Also nickte Prat und sagte: „Schießen Sie los, Mufty.“

Der Informant zählte zu Matorells Angestellten. Im Gegensatz zu seinem Boß schätzte er freilich die Kommune – wohl auch deshalb, weil sein Vater in Spanien auf anarchistischer Seite gekämpft hatte und dabei ums Leben gekommen war. So kam Pepe, wie wir ihn einmal nennen wollen, vor der Tatnacht auf Schleichwegen zur Ranch und raunte Corsica, die gerade zwecks einer Reparatur unter dem Jeep lag, etwas unvermittelt ins Ohr: „Heute nacht seid ihr dran, compañera! Der Don will eure Gäule verscheuchen.“ Corsica ging sofort mit ihm ins Haus, rief ein paar Leute zusammen und pflanzte eine Flasche Rotwein vor Pepe auf den Tisch. Schließlich war er zu Fuß gekommen, folglich erschöpft. Später schob sie ihm auch noch eine kleine Banknote in die Hemdentasche. Er konnte ihnen freilich nicht mehr viel sagen. Er hatte nur Gesprächsfetzen durch ein

aufstehendes Herrenhausfenster aufgeschnappt. Matorell habe drei seiner besten Leute dazu bestimmt, in der kommenden Nacht den Korral der Ranch zu öffnen und sämtliche Gäule aus dem Tal in alle Winde zu treiben. Es sollte vorerst nur ein Denkmäler sein. Klauen konnte er ja die Gäule sowieso nicht, weil jeder ihr Brandzeichen kannte. Kommunardin Francoise wollte wissen, wann diese Gangster denn anzurücken gedachten? Das hatte Pepe nicht mitbekommen. Er hob bedauernd die Arme, schlürfte begierig den Rotwein der RancherInnen und lobte diesen über den Klee. „Na gut“, sagte Francoise. „Dann müssen wir eben Wachen einteilen. Gegen drei Gangster braucht man ja sowieso keine ganze Armee. Die anderen können ruhig in ihren Betten bleiben. Sehe ich das richtig?“ Man stimmte ihr zu. Verhaltensmaßregeln habe man sich nicht gegeben. Man werde eben versuchen, die Gangster gefangen zu nehmen. Das sei ihnen leider mißglückt, wie die Herren von der Kripo ja schon wüßten ...

Jetzt schmunzelten sie wirklich. Sie dachten eine Weile nach. Schließlich sah der Kommissar auf die Wanduhr und verkündete:

„Ich schlage vor, wir vertagen uns bis nach dem Essen. Bis dahin könnte ich mir mit Herrn Prat noch ein wenig die Beine vertreten – und versuchen, mir einen Reim auf Ihre Geschichten zu machen. Sind Sie einverstanden?“

Das war der Fall.

3

Man hatte das Eßgeschirr abgeräumt und frischen Kaffee aufgebrüht. Pünktlich zum Essen waren auch die KastaniensammlerInnen eingetroffen. Damit saßen jetzt 16 Personen im ehemaligen Salon des Marsailler Dirigenten. Während Belmosto den guten, kräftigen Kaffee genoß, pries er Pauls zarten Rosenkohl und das Wildschweinsteak, das Corsica geschossen hatte. Sie besaß einen Jagdschein.

„Ich hoffe, das köstliche Essen war keine Bestechung“, hob Belmosto schließlich zu einer Ansprache an. „Es ist nämlich so, meine Damen und Herren: Die Kriminalpolizei hält es, nach reiflicher Überlegung, für angemessen und machbar, den nächtlichen Zwischenfall nicht an die große Glocke zu hängen, also auch nicht vor Gericht zu bringen. Das dürfte selbst im Sinne unserer Staatsanwältin sein. Sie hat etwas gegen ‚wildromantische Gaunergeschichten‘, die ihre moderne Balange ‚in die Zeit der Lynchjustiz zurückreißen‘, wie sie sich einmal ausdrückte. Das halten wir ihr lieber vom Leib.“

Im Lächeln einiger Kommunarden schwang erneut Erleichterung mit. Andere klopfen beifällig mit ihren Fingerknöcheln auf die Tischplatten.

Nur sei damit ja das Grundproblem nicht aus der Welt geschafft, fuhr Belmosto mit besorgter Miene fort: die erbitterte Feindschaft zwischen Matorell und der Kommune. „Oder liegen wir mit dieser Einschätzung falsch?“

Prompt verdüsterten sich einige Gesichter wieder. Die Herren von der Polizei hatten ja leider recht. Wie sollte das ausgehen? Stand mit diesem Konflikt nicht sogar die ganze Existenz der Ranch im schönen Griesbachtal auf dem Spiel?

Über diese schlechten Aussichten kamen die Versammelten jetzt zögernd ins Gespräch. Wie man Matorell kannte, würde er sich wohl kaum nachsichtig zeigen oder gar zu Friedensverhandlungen herbeilassen. Wahrscheinlich brüte er längst auf irgendeine Vergeltung; schließlich hätten sie ihm den Busenfreund geraubt, meinte Mufty. Vielleicht drohe sogar ein regelrechter Überfall. Francoise stimmte ihm zu und stellte fest, von daher sei es jedenfalls unvermeidlich, sofort einen Wachdienst rund um die Uhr einzurichten, so lästig, wie das auch sei. Auch das wurde unterstützt.

„Na gut“, seufzte Belmosto. „Wir können Ihnen ja schlecht Polizeischutz anbieten. Das fänden sowohl die Staatsanwältin wie die beiden Kollegen von der Polizeiwache in Taro sicherlich nicht witzig ... Rufen Sie uns an, sobald es wieder Ärger geben sollte.“

„Auch ein guter Witz!“ krächte Isabel. Die kleine Blonde war die Chefschreiberin der Ranch, man sah es ihr gar nicht an. „Man hat uns schon einmal das Telefonkabel zur Ranch durchgeschnitten, müssen Sie dazu wissen ... Aber ich habe eine Idee. In unserem Küchenschrank müßten, von Sylvester her, noch zwei oder drei Leuchtregraketen liegen. So ne Zischer, die dann am Himmel auseinander sprühen, Sie wissen schon. Ich könnte mal auf den Mufflonfelsen reiten, das wäre auch ein gutes Training für eins von unseren unerfahrenen Pferden. Guten Tag, Herr Major, sage ich zu dem Chef, vielen Dank und passen Sie bitte weiterhin schön auf uns auf. Wenn die Rakete hoch geht, muß Ihre Wache gleich mit dem gezückten Fernglas zum Felsrand rennen. Dann hätten wir wieder gute Zeugen.“

Mufty klopfte ihr begeistert die magere Schulter. „Prima, Isabel!“

Francoise wand allerdings ein: „Und wenn sich der Ärger, von dem der Kommissar sprach, am helllichten Tag einstellt?“

Hauptmeister Prat beruhigte sie. „Die Idee ist nicht schlecht. So einen Leuchtregr sieht und hört man auch am Tag, zumal wenn eine Wache damit rechnet.“

„Na gut“, wiederholte der Kommissar seinen Seufzer. „Dann wird uns eben der Major benachrichtigen. Grüßen Sie ihn von mir, Isabel!“

Die kleine Frau mit dem flotten blonden Bubikopf hätte er sich glatt als seine Tochter vorstellen können. Bald darauf zwängten sich die beiden Beamten wieder in ihren unansehnlichen *Käfer* und fuhren nach Porto Canto zurück.

4

Selbstverständlich waren sich Belmosto und Prat darüber im Klaren gewesen, daß die Kommunarden jenes „Grundproblem“, die unheilbare Feindschaft zwischen ihnen und dem Don, bei dem Gespräch im Salon wohlweislich unter den Teppich gekehrt hatten. Die Polizisten hatten es geduldet, weil sie selber auch keine Lösung gewußt hätten. Sie kannten nur verschiedene historische Parallelen. Und dabei war es in der Regel so ausgegangen: früher oder später blieb von zwei Erzfeinden einer auf der Strecke. Der andere hatte dann recht oder Glück gehabt.

In diesem Fall folgte die Klärung der Angelegenheit nur wenige Tage nach dem Besuch der Kriminalbeamten, und zwar in der Tat am hellichten Tag. Wir halten uns zunächst an den erneuten Bericht der Funk- und Radarstation vom Mufflonfelsen. Sie hatte ihn gleich anderntags per Boten nach Porto Canto zum Fohlenmarkt geschickt. Belmosto und Prat lasen ihn mit einiger Verblüffung, obwohl sie bereits von der Polizeiwache in Taro telefonisch verständigt worden waren. Auf der Ranch habe es schon wieder eine Schießerei gegeben. Die Ranch selber konnten die Kriminalbeamten leider nicht erreichen, weil „im Moment eine Störung“ vorliege, wie sie von einer weiblichen Tonbandstimme erfuhren. Sie gehörte vermutlich einer Mitarbeiterin des Fernmeldeamts. Demnach hatten die Banditen, wie schon befürchtet, vorsorglich das Telefonkabel zur Ranch gekappt. Nun der Soldatenreport:

>> Bekanntlich hatte unser Major mit Frau Isabel Peppone von der Ranch eine Alarmierung mit Hilfe eines Feuerwerkskörpers vereinbart, falls erneut Gefahr im Anzug sei. Die Leuchtregenrakete platzte kurz vor 16 Uhr über dem Griesbachtal. Zwar befanden sich die beiden unterzeichneten Wachsoldaten gerade im Gespräch mit dem Posten am Einfahrtstor der Station, doch das Alarmsignal ließ sie sofort in Rekordzeit auf die Rückseite des Mufflonfelsens spuren. Der Anmarsch der Truppen des Don Matorell war nicht zu übersehen. Wir zählten im Fernglas gut 30 bewaffnete Reiter, ihr Chef vorneweg. Matorell ritt einen Apfelschimmel. Er trug seine bekannten feinen, braunen Reithosen, die in den Seitennähten links mit gelber, rechts mit blauer Lederschnur besetzt sind. In Höhe des Korrrals gab er das Haltezeichen. Von den Ranchern war einstweilen niemand zu

erblicken. Wahrscheinlich hatten sie sich im Haupthaus verschanzt. Im Erdgeschoß waren offensichtlich ringsum die hohen Fensterläden geschlossen. Die Eingangstür natürlich sowieso.

Jetzt ließ sich Matorell mit beachtlicher Donnerstimme vernehmen. Man habe ihm seinen besten Freund von der Seite gerissen. Man möge ihm den Schützen auf der Stelle ausliefern, zur Not nehme er auch ein Weibsbild, ha ha ... Der Schütze bekomme ein faires Verfahren. „Also macht schon, ihr rüddigen Kaninchen, ich zähle bis 10!“

Bei „10“ zuckte er zusammen, weil ihm, nach dem Freund, der Hut vom Kopf gerissen wurde. Sehr wahrscheinlich war der gekonnte Schuß aus dem Oberstock des Hauptgebäudes abgegeben worden. Gleich darauf, wohl aus anderen Fenstern des Oberstocks, fielen noch zwei Schüsse, die dem Fahnenträger der Truppe die rot-gelbe Flagge aus den Händen fegten.

Jetzt schien Matorell vollends rot zu sehen. „Na, wie ihr wollt!“ rief er beinahe lachend und trieb seine Leute schon mit ausholender Armbewegung zum Angriff an. „Durchsucht erst die Nebengebäude, Companeros! Dann stürmt ihr dieses gelbe Drecknest, das sie ‚Schloß‘ nennen. Schont keine Maus! Wenn ihr Wertsachen finden solltet, gehören sie euch.“

Damit glitt Matorell vom Pferd, zerrte es rasch hinter den Misthaufen und nahm erst einmal einen tiefen Schluck aus der flachen Brandyflasche, die er aus seinem Stiefelschaft zog. In seinem Rücken lag jetzt das Aborthäuschen der Ranch. Von dieser vergleichsweise behaglichen Stelle aus verfolgte er das Vorgehen seiner Leute.

Im Gegensatz zu uns auf dem Mufflonfelsen konnte natürlich einstweilen niemand von ihnen den Hinterhof des Hauptgebäudes einsehen. Wir selber konnten es nur stückweise, aber Frau Peppone hatte uns eine Kartenskizze von der Ranch dagelassen. Während sich einige Banditen von den Seiten aus geduckt der Eingangstür näherten, weil bislang niemand aufgestöbert worden war, wurden die anderen vom Oberstock aus eher mäßig mit Gewehrfeuer bestrichen. Es fiel aber keiner um. Dafür war schon reichlich Putz von der Fassade gefallen. Plötzlich verkniffen wir unsere Augen, weil sich die Hintertür geöffnet hatte. Aus ihr schlichen sich zwei RancherInnen hurtig zum Vorratskeller, der einst im Felsfuß angelegt worden war, und verschwanden in diesem, wie anzunehmen war. Als die Banditen, kaum überhörbar, bereits eine Axt an die Eingangstür legten, kam auch noch eine dritte Person aus der Hintertür, so eine dunkle Dürre, schloß die Tür wieder und folgte den beiden anderen. Jetzt dämmert uns, diese drei RancherInnen hatten vom Oberstock aus bis zuletzt eine heftige Gegenwehr simuliert. Wo sie nun abbleiben würden, konnten wir allerdings nicht beurteilen.

Nun folgten ein paar lautstarke Minuten, in denen die eingedrungenen Banditen das Haus auf den Kopf stellten. Wir hörten ihre Flüche und hörten sogar, wie ein ganzer Geschirrschrank umfiel. Offenbar war im Haus kein Feind verborgen. Sie schienen auch den Vorratskeller in der Felsgrotte zu überprüfen, kehrten jedoch mit langen Gesichtern zurück. Schließlich trollten sie sich wieder auf den Hof und riefen ihrem Boß, der nach wie vor die Stellung zwischen Mishaufen und Aborthäuschen hielt, mißmutig zu, sie hätten im Haus und auf dem Hinterhof nicht einen Rattenschwanz erblickt.

In diesem Augenblick rührte es sich auf den beiderseits des Hofes liegenden Steilhängen. Aus den dortigen Gebüsch und Felsgruppen wuchsen die RancherInnen gleichsam wie aus der Erde. Alle 14 hatten ihre Flinten angelegt. Die schwarze Dürre war auch zu sehen. Offensichtlich war es den RancherInnen gelungen, den Feind zu umzingeln.

Prompt ließ sich die schwarze Dürre vernehmen. „Die Waffen eingesteckt, ihr Halunken! Trabt sofort zu euren Gäulen und laßt euch nie wieder hier blicken. Habt ihr mich verstanden?“

Sie setzten sich tatsächlich zögernd in Bewegung, obwohl ihr Boß vom Misthaufen aus zeterte, das feige Pack möge sich gefälligst mannhaft wehren. Sie schüttelten sogar mehrheitlich ihre Köpfe. Dann trotteten sie mit abgewandtem Blick an ihm vorbei, um wenigstens die eigene Haut und ihre im Haus geplünderte Beute zu retten.

Matorell schien noch mit sich zu ringen, was jetzt seine sogenannte Ehre erfordere. Plötzlich sahen wir auch nahe bei ihm eine Bewegung. Ein schnauzbärtiger Rancher, ein Kerl wie ein Kleiderschrank, hatte sich durch den Gemüsegarten zum Aborthäuschen geschlichen. Dabei hatte er einen noch nicht geernteten, deutlich mehr als kopfdicken Kürbis aufgeklaut. Jetzt reckte er sich übers Dach, das leicht zum Misthaufen abfiel, und ließ den kräftig angestoßenen Kürbis gleichsam in Matorells Hemdkragen plumpsen. Der Erzfeind war so überrascht, daß er aufheulte und wild mit den Armen um sich schlug. Dabei traf er aber seinen Apfelschimmel empfindlich am weichen Maul. Er wieherte erschrocken, bäumte sich in Panik auf – und versetzte seinem Herrn, ob mit Absicht oder nicht, mit dem Vorderhuf einen Haken an den Schädel, der Matorell auf den Misthaufen warf. Dann stürmte der Schimmel hinter den anderen Halunken her, die sich gerade auf die eigenen Gäule schwangen.

Wie uns Frau Peppone versichert hatte, waren sie auf der Ranch einigermaßen gegen Verletzungspech gefeit, weil Kommunardin Francoise einmal, in Toulon, als Krankenschwester erwerbstätig gewesen sei. Eben diese stattliche Braunhaarige kam nun mit schußbereiter Pistole vorsichtig vom Steilhang her zum Misthaufen. Sie untersuchte Matorell und rief über den Hof:

„Ich fürchte, der Kerl ist mausetot! Vielleicht sollten wir erst einmal Kaffee aufbrühen, falls sie noch eine Kanne und ein paar Tassen übrig gelassen haben.“ <<

5

Belmosto und Prat genehmigten sich nach der Lektüre des heißen Gefechtsberichtes einen Cappuccino mit Sahne in dem Bistro, das dem Polizeigebäude am Fohlenmarkt schräg gegenüber lag.

„Willst du damit sagen, du kannst nicht auf zwei Fingern pfeifen?“ hakte Prat entrüstet nach, als sie Platz genommen hatten. „Das lernt doch jeder Knirps schon beim Räuber-und-Gendarm-Spielen!“

„Ich mußte Klavier lernen“, erwiderte Belmosto bissig.

„Ahja“, nickte Prat verständnisvoll. „Das hilft einem freilich nicht in allen Lebenslagen.“

Johnny brachte ihre Getränke. Prat fragte ihn auf englisch, ob er auf zwei Fingern pfeifen könne.

„Of course, I can, Mister Prat.“

Prompt stellte der smarte Kellner sein ovales Tablettchen ab und demonstrierte es auch gleich. Das halbe Bistro sah sich nach ihnen um und kicherte.

Belmosto hatte erzählt, für den Wachdienst an den Steilhängen hätten die RancherInnen eigens diesen Alarmpfeiff eingeübt. Als es soweit war, Matorell also anrückte, verdrückten sich alle sofort unauffällig in die Gebüsche und Felsbrocken – bis auf die drei Kommunarden, die fürs Wohnhaus eingeteilt waren. Die schlossen dort die Fensterläden und verzogen sich mit ihren Flinten in den Oberstock.

„Ahja“, wiederholte Prat nach etwas Nachdenken. „Was ich nur noch nicht ganz verstehe: Wie gelang es den drei HausverteidigerInnen denn später, sich den anderen 11 von ihrem Vorratskeller aus anzuschließen? Sie waren ja wichtig für die Bedrohlichkeit der Umzingelung.“

„Na, durch die Höhle“, sagte Belmosto achselzuckend. „Habe ich das nie erwähnt?“

„Nein, hast du nie!“ schimpfte Prat.

„Dann verzeihe mir bitte. Die RancherInnen hatten bereits vor Jahren in dem Keller für Notfälle ein gut kaschiertes, stählernes Hintertürchen eingebaut. Die Banditen übersahen es offensichtlich bei ihrer hastigen Kontrolle. Es war sogar abschließbar. Auf

diesem Wege gelangte man in die verzweigte eigentliche Höhle, die mehrere versteckte Ausgänge besaß, darunter zu den Steilhängen. Auf dein Wohl, Rino!“

Sie hatten sich von Johnny noch zwei Pastiz bringen lassen.

Belmosto kippte seinen Pastiz, schüttelte sich und machte „Brrr!“.

„Du sagst es“, meinte Prat. „Der ärgerliche Pferdefuß bei der glücklich ausgegangenen Geschichte dürfte der jetzige Zustand des hübschen Schlößchens sein. Den halben Putz heruntergeholt, Schränke umgeschmissen, Fensterscheiben und sogar die schöne Flügeltür zertrümmert, das Kassenbuch und selbst den Plattenspieler geklaut – das darf man wohl Vandalismus nennen! Wer bezahlt ihnen dies alles denn jetzt? Die Verursacher des Schadens haben sie ja großzügig abziehen lassen.“

Belmosto rieb sich diebisch lächelnd die Hände. „Der Graf bezahlt es, Rino! Ich habe ihn dazu überreden können, nachdem ich ihm den Bericht vom Mufflonfelsen vorgelesen hatte. ‚Wirklich köstlich!‘ sagte der Graf spontan. Er meinte wohl gleichermaßen die Gefechtstaktik seiner PächterInnen wie die Prosa der Funk- und Radarsoldaten. Wir saßen in seiner Wohnküche und tranken soliden Rotwein. Eigentlich hatte ich unser Gespräch auf Alain bringen wollen, diesen normannischen, ins Denken und Schmachten verliebten Barden, aber das ließ ich dann lieber sein. Meine Stunde wird schon noch kommen.“

Teure Ostereier

Im Frühjahr nach den Schießereien in den Blauen Bergen hatte sich die Kripo von Porto Canto nicht um Pferde-, vielmehr Eierdiebstahl zu kümmern. Kronzeuge dieses Falls war der gelernte Förster Jean Pascal, 48 Jahre alt. Der besonnen wirkende Mann – zur Freude des Grafen bartlos – hatte sich als Naturfotograf einen Namen gemacht und lebte inzwischen von seinen Veröffentlichungen. Sein Hauptrevier als Bildjäger war die Bergwelt am Monte Cinto. Der Graf besaß einen Bildband von Pascal und brachte seinen Mieter Belmosto, der ihm von dem Fall erzählt hatte, unter anderem durch die Aufnahme des seltenen Kohlröschens ins Staunen [<https://www.flickr.com/photos/40826712@N00/4775343734>]. Es gab sogar Bilder vom damals noch stark gefährdeten Wanderfalken in dem Buch, der am Monte Cinto vereinzelt an Felswänden brütete. Und genau das war Belmostos jüngstes Problem.

Leidenschaftliche SammlerInnen neigen ohnehin zur Verbohrtheit, und wenn sie dann auch noch Schmuggler und Händler sind, sollte man ihnen keine Träne nachweinen. Eberhard Schober, erst Anfang 40, hatte sich in Vogeleyer vernarrt. An einem späten Märztag hatte er an der betreffenden Felswand des Monte Cinto schon nahezu seine Hand im Gelege des dortigen Wanderfalkenpaars, als ein Moospolster, auf dem er stand, abbrach und den Gauner in die Tiefe stürzen ließ. Schober war sofort tot. Zum Problem zählte unter anderem, daß die Kripo von Porto Canto lediglich einen Augenzeugen des Geschehens hatte, eben jenen renommierten Fotografen Pascal. Er bekam den Eierdieb in sein Teleobjektiv und schoß geistesgegenwärtig sogar mehrere Fotos, darunter von dem Absturz. Da er jedoch Naturschützer war, entfuhr ihm, wie er später offenherzig aussagte, beim Fotografieren auch unwillkürlich barsche Schreie, als sich der kletternde Mann dem Felssims mit dem Gelege näherte. Pascal hatte Angst um die kostbaren Eier. Schober habe sich sogar mehrmals über die Schulter geblickt und sich daraufhin sichtlich beeilt. Er wollte die Felswand unter keinen Umständen mit leeren Händen verlassen. Kurz darauf – so des Fotografen Darstellung Kriminalhauptmeister Prat gegenüber – brach das Moospolster ab.

Prat hatte den Zeugen allein aufgesucht, da sein Chef gerade bei einer Konferenz im Rathaussaal von Porto Canto unabhkömmlich war. Der Monte Cinto lag gut 20 Kilometer entfernt. Nicht eben viel, denn der Berg war immerhin 2.700 Meter hoch. Der Fotograf wohnte allerdings schon auf halbem Wege im Dorf Mall. Er war Witwer und beherbergte noch eine Tochter, die in Porto Canto aufs Gymnasium ging. Sein Häuschen wirke ähnlich unscheinbar wie der Fotograf selbst, versicherte Prat in seinem Bericht. Er trete auch trotz seines Ruhmes und seiner beträchtlichen Einkünfte angenehm bescheiden auf. Eifersucht oder Entrüstung könne man vielleicht spielen, aber Bescheidenheit nicht, behauptete Prat. Der Ex-Förster habe in einer abgeschabten braunen Breitcordhose sowie einem karierten Flanellhemd gesteckt, das zur Zeit der französischen Resistance vermutlich kontrastreich bunt gewesen sei. Der Argwohn, diese Trödlerware habe er mit Vorbedacht angelegt, um die Kripo hinters Licht zu führen, geht fehl. Prat war unangemeldet bei ihm erschienen, was bei der Kripo die Regel ist, weil sie der Übertölpelung nicht wenige Aufschlüsse verdankt. Zuvor hatte sich Prat auch im Dorf umgehört. Der Mann war geschätzt.

Die Kripo hielt den Fotografen also für einen glaubwürdigen Zeugen. Damit hätte sie der Staatsanwältin eigentlich die Einstellung der Ermittlungen empfehlen können. Drei Tage nach dem Unfall, nachdem Pascals Fotos von dem versuchten Eierdiebstahl in der *Balange-Post* erschienen waren, weitete sich das Problem jedoch sowohl für die Polizei wie für den einzigen Zeugen noch beträchtlich aus. Die Gattin des Gestürzten behauptete

einem Reporter gegenüber, auch sie habe den Unfall mit eigenen Augen verfolgt. Und nach ihrer Darstellung waren es just Pascals „bestialische“ Schreie, die ihren Gatten erschreckten und zum Absturz brachten. Dieser gewissenlose Bildjäger sei der Mörder ihres unschuldigen Gatten! Der habe die seltenen Vogeleyer lediglich von Nahem mustern und dann für eine Fachzeitschrift beschreiben wollen ...

Es wird niemanden wundern, wenn im Gespräch zwischen Prat und Belmosto der Verdacht aufkeimte, Witwe Brigitte („Brieschit“) Schober wolle die Gelegenheit nutzen, durch die Beschuldigung und eine entsprechende Klage einen Haufen jener Eier einzusacken, die Francs hießen. Somit kamen sie nicht umhin, die angebliche Beobachtung der Gattin auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen. Bei bedecktem Himmel und einiger Kühle steuerten sie nun in ihrem Dienst-*Käfer* den Berggasthof an, wo das vogelliebende Paar abgestiegen war. Die Ermittler stärkten sich erst einmal für eine kleine Wanderung. Die Gattin hatte versichert, da ihr nicht gut gewesen sei, habe sich ihr Mann am verhängnisvollen Vormittag zunächst vom Standort ihres *Jeeps* aus allein zur Felswand begeben. Der Wagen hatte zwischen Gasthof und Felswand auf einem Holzabfuhrplatz gestanden. Dann habe sie ein mulmiges Gefühl jedoch veranlaßt, ihrem Mann auf steilem Pfad zur Felswand zu folgen. Sie sorgte sich um ihn.

Wie die Beamten sahen, handelte es sich bei dem Waldweg, der über den Holzabfuhrplatz lief, um einen ausgeschilderten Wanderweg. Das hatte ihnen ihre Landkarte nicht verraten. Prat fiel plötzlich auf, in diesem Bereich wirkten die gemalten Zeichen der Ausschilderung ausgesprochen frisch. „Prima!“ knurrte Belmosto etwas zwideutig, „dann laß uns gleich wieder umkehren.“

Ihre Erkundigungen im Berggasthof führten sie noch am selben Vormittag zu einem Club des Gebirgsvereins in dem Städtchen Bellami. Tatsächlich waren zwei Clubmitglieder am Unfalltag auf jenem Wanderweg damit befaßt, die Zeichen, mit Farbtupf und Schablone, aufzufrischen. Sie kamen auch an dem *Jeep* vorbei, in dem eine Frau, statt anweisungsgemäß Schmiere zu stehen, behaglich auf ihrem zurückgekippten Liegesitz schnarchte. Das war also Frau Brieschit Schober. Damit kam es nur noch auf die Uhrzeit an – und die beiden hellen Köpfe des Clubs hatten sie sogar festgehalten! Sie hatten nämlich bemerkt, der *Jeep* besaß ein westdeutsches Nummernschild und hatte offensichtlich einen gesperrten, nur für Forstfahrzeuge zugelassenen Wanderweg benutzt. Deshalb notierten sie sich vorsichtshalber sowohl die Autonummer wie die Uhrzeit. Es war um 11 Uhr 28 gewesen.

Jetzt begaben sich die Beamten in ihrem *Käfer* hurtig und überdies gespannt erneut zu dem Holzabfuhrplatz. Von ihm aus ging der recht steile und gewundene Waldpfad zur

fraglichen Felswand ab. Der Gerichtsmediziner hatte sich auf eine Todeszeit zwischen 10 Uhr 30 und 11 Uhr 30 festgelegt. Einen geringeren Spielraum könne er leider nicht geben. Das sähe vielleicht anders aus, hätte die durchaus wertvolle Taschenuhr des Abgestürzten den Absturz nicht ärgerlicherweise unbeschadet überstanden. Nun nahmen Belmosto und Prat mit kühnem Wanderschritt und einer Stoppuhr bewaffnet den Pfad in Angriff. Beide gerieten bald ins Keuchen. Vor allem Prat baute ab und fiel während der ungefähr 1.200 Meter bis zum Waldrand unterhalb der Felswand deutlich zurück. Belmosto empfing ihn mit leichter Schadenfreude und hielt ihm die Stoppuhr unter die Nase: Fast fünf Minuten!

„Na also“, klopfte ihm Prat die Schulter. „Die Schober mag ja Haare auf den Zähnen haben, aber Spikes an den Füßen wohl kaum, zumal sie auch noch ihre Schlaftrunkenheit zu überwinden hatte.“

In ihr Büro zurückgekehrt, verfaßte der Kriminalhauptmeister gleich einen Brief an Brieschit. Es war eine offizielle Vorladung zum Verhör. Sie erschien sogar, und zwar in Begleitung eines windigen sogenannten Rechtsanwaltes, mit dem sie möglicherweise bereits die Liegesitze in ihrem *Jeep* ausprobiert hatte. Er redete wie ein Wasserfall. Allerdings war er nicht dumm wie ein Wasserfall. Als die Beamten ihre neuen Zeugenaussagen und ihr gestopptes starkes Indiz auf den Tisch legten und die beiden BesucherInnen daran erinnerten, welche üble strafrechtliche Folgen die bewußte Falschaussage eines Zeugen für denselben zeitigen könne, tuschelte er mit Frau Schober nicht lange, sondern legte ihr nahe, ihren Plan, Pascal zu verklagen, lieber wieder fallen zu lassen. Sein Honorar für Begleitschutz hatte er ja immerhin schon im Sack. Frau Schober gehorchte ihm zähneknirschend. Sie unterschrieb das Protokoll und ließ sich von ihrem Rechtsbeistand schräg über den Fohlenmarkt führen. Prat und Belmosto, am Bürofenster stehend, sahen die beiden im Bistro verschwinden.

„Vielleicht könntest du gleich einmal bei Pascal anrufen, Rino, damit er etwas beruhigt ist.“

„Warum sagst du *etwas*?“

Belmosto hob leicht die Hände. „Immerhin hatte der gute Mann einige Schuldgefühle, wem sage ich das. Und wenn man es recht bedenkt, könnten seine erzürnten Schreie durchaus zur Panik und Unachtsamkeit des Eierdiebes beigetragen haben. Ob das Moospolster unter seinen Wanderstiefeln so oder so abgebrochen wäre, wissen wohl nur die Götter. Gibt es am Monte Cinto überhaupt welche? Götter, meine ich?“

Prat lächelte etwas gequält und erwiderte: „Es gibt dort Wanderfalken. Und zwar schon wieder vier mehr, falls Pascal Glück hat.“

Frecher Lohnraub

„Unfug!“ winkte Belmosto unwirsch ab. „Was sollen wir denn da? Den Bahndamm abgrasen, als wären wir aus dem Tierpark entwichene Mufflons? Da findest du nichts mehr, Rino. Nicht, nachdem der Tatort von Sinibaldi und seinen zwei Trampeltieren heimgesucht worden ist. Nein, Rino, *nachdenken* müssen wir, scharf *nachdenken*!“

Die eingleisige Nebenstrecke von Porto Canto nach Ponte Leccia war gut 70 Kilometer lang. In Ponte Leccia konnte man auf die Hauptstrecke umsteigen, die ungefähr diagonal durchs korsische Bergland führte, von Bastia bis zur Hauptstadt Ajaccio. Einige Güterzüge fuhren auch direkt nach Bastia durch. Nun war Bastia zwar ein Nest, jedoch Garnisonstadt. Und irgendein ehrgeiziger Zahlmeister im Pariser Hauptquartier der Armee hatte bereits vor Jahren ausgeknobelt, es sei am kostengünstigsten, die in Bastia liegenden „Streitkräfte“ via Porto Canto zu besolden. So traf die Geldtruhe an jedem Monatsende im dortigen Hafen per Schiff ein, worauf sie von den sie begleitenden Panzernasen flugs, wenn auch streng bedeckt, in den bereitstehenden Güterzug nach Bastia umgeladen wurde. In diesem hatten sowohl die Truhe mit dem Sold, nicht größer als ein damaliges Fernsehgerät, wie die vier Wachleute einen ganzen Waggon für sich, in dem sie ausgiebig Doppelkopf spielen oder Dartpfeile auf Pin-up-Girls werfen konnten. Der Zug fuhr immer nachts. Als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme befand sich der Waggon mit der Schatztruhe nie an derselben Stelle des Zuges. Wo er in diesem Juli stand, hatten gewisse Spitzbuben aber offensichtlich trotzdem herausbekommen, denn zwischen den Dörfern Genzko und Zomb wurde er erfolgreich um jene Truhe erleichtert. Damit war der Sold für über 2.000 Militärangehörige verschwunden.

Möglicherweise hatten die vier Gauner einen Maulwurf aufgetrieben, der in der Bahnverkehrsverwaltung von Porto Canto saß. Oder sie hatten eine scharfe Braut auf einen zuständigen Offizier angesetzt, der die Wagenstellung in sturzbesoffenem Zustand ausplauderte. Die Idee mit dem Bündel aus Dynamitstangen war natürlich genial. Ein geschickter Helfer der Gauner brachte das Bündel kurz vor der Abfahrt des Güterzuges klammheimlich unter dem Waggon an, der *vor* dem Geldwagen fahren würde. Die vier Gauner selber lauerten unterdessen bereits am Fuß einer Steigung, die den Zug zu der vergleichsweise harmlosen Geschwindigkeit von rund 30 Stundenkilometern zwang. Die Steigung war sozusagen ein „Eselrücken“, ein Abrollberg also, denn schon vor dem Dorf

Zomb senkte sie sich wieder. Dadurch war dem Lokführer die Sicht nach hinten genommen. Als die Scheinwerfer der Lok bereits an dem Maisfeld vorbeigeglitten waren, in dem die Gauner nachweislich hockten, muß einer von ihnen das Dynamitbündel gezündet haben. Wie, das war die große Frage. Jedenfalls bemerkten die Wachsoldaten der Schatztruhe eine Art Stichflamme, dann einen gewaltigen Donner. Sie warfen sich, wie sie bald darauf bei der Vernehmung versicherten, zu Boden, aber es war ihnen ohnehin nichts geschehen. Der Zug nahm noch die Kuppe, und dann hatte der Lokführer endlich begriffen, daß sein Güterzug anscheinend kürzer und dadurch leichter geworden war. Er bremste wie ein Wilder, und alle Mann vom Personal rannten zur Kuppe zurück, um die Lage und den Schaden überblicken zu können.

Der Anschlag hatte den Waggon vor dem Schatztruhenwagen aus dem Gleis geschleudert. Seine Trümmer brannten noch. Zum Glück für die Gauner waren auch die Kupplungen zu den benachbarten Waggons gerissen, sonst hätte es den halben Zug vom Gleis gehoben. So aber rollten alle noch folgenden Wagen wieder die Steigung hinab, während der Kopfteil des Zuges, wie schon geschildert, über der Anhöhe verschwand. Auf dem Gleis am Maisfeld stand nur noch der abgerissene Schwanz des Zuges, der Schatztruhenwagen voran.

Nun hatten die Gauner offensichtlich ein enormes Tempo vorgelegt. Sie hämmerten den vier Wachsoldaten vom Verdeck aus klopfend und unterdrückt schreiend ein, das nächste Dynamitbündel sei genau unter ihren Plattfüßen am Wagenboden angebracht. Wenn sie nicht flugs mit erhobenen Flossen und ohne Waffen nach draußen kämen, würde auch dieses Bündel gezündet. Man zähle bis Fünf. In der Tat zogen die Soldaten das Gehorchen dem Sterben vor. Sie wurden gefesselt und geknebelt und in das Maisfeld geworfen. Wie sie dabei sahen, waren die Gauner sowohl gut bewaffnet wie maskiert. Dann hätten sich diese, so die überwältigten Opfer, die Schatztruhe und die Waffen der Soldaten geschnappt und auf einem nahen Feldweg ihr Fluchtfahrzeug angeworfen. Weg seien sie gewesen.

„Wahrscheinlich hast du recht“, räumte Prat verdrießlich ein. „Da ist nichts mehr zu finden ... Aber unsere Fragen an die Wachsoldaten und an die sogenannten Sprengexperten haben ja ebenfalls nicht den kleinsten Fingerzeig zutage gefördert. Was soll man da noch tun? Die Einwohnerschaft von Genzko und Zomb auf dem Fohlenmarkt einsperren, um ihr in Monaten nervtötender Gespräche ihre fragwürdigen Verbindungen zu Bankräuberkreisen oder zur Mafia zu entlocken?“

Belmosto lag, die Schuhabsätze auf dem kalten Zentralheizungskörper, in seinem Schreibtischsessel und schwieg. Er dachte eben bereits scharf nach. Weit über der

Kathedrale brannte eine Sonne vom Himmel, die die versammelten Dörfler vermutlich schon nach zwei Stunden in gebackene Baguettes verwandelt hätte.

„Ich glaube fast“, fuhr Prat fort, „der Schlüssel der Sache liegt in dem verdammt dynamitbündel. Oder nicht ..?“

„Das könnte durchaus sein!“ erwiderte Belmosto und nickte seinem Kollegen beinahe anerkennend zu. „Ich habe auch schon in diese Richtung gedacht. Und weißt du, was ich glaube, Rino? Diese Sprengstoffexperten sind Idioten. Da zünde man halt eine Fackel an, laufe ein bißchen mit dem Zug mit und stecke dann mit der brennenden Fackel entschlossen das unter dem Wagenboden versteckte Dynamitbündel an, wollen sie einem weismachen. Schwachsinn! Das ist doch viel zu gefährlich für den Mann – falls es keine Frau war. Da fliegt er ja selber auch in die Luft. Die Dynamitstangen hatten lediglich mäuseschwanzlange, zusammengedrehte Zündschnüre, damit sie nicht so leicht entdeckt werden könnten. Die brennen in Sekunden ab – und schon liegt der Brandstifter als verkohlter Klumpen im Maisfeld ... Nein, nein, da muß man sich schon was anderes einfallen lassen!“

Prat zögerte nicht. Ihm war das Indianerspielen aus seiner Kindheit eingefallen. „Fernzündung!“ stellte er jetzt genüßlich fest.

„Wie meinst du das?“

„Man besorgt sich einen Gauner, der ein hervorragender Bogenschütze ist, ganz einfach. *Der* läuft zwischen Bahndamm und Maisfeld mit dem Zug mit – und im richtigen Augenblick setzt er seinen tödlichen Brandpfeil ab. Du verstehst?“

Belmosto nahm sofort die Füße von der Heizung und blickt seinen Kollegen halb entgeistert, halb brüderlich wohlwollend ins Vollmondgesicht. „Ausgezeichnet, Rino! Das könnte unser Strohalm sein. Los, wir versuchen es. Schlage gleich mal im Statistischen Jahrbuch nach, ob und wo es hier Bogensportvereine gibt! Deren Mitglieder grasen wir dann ab.“

2

Sie hatten Glück. Zwar gab es in der ganzen Balagne lediglich einen Bogensportverein, aber der saß natürlich in Porto Canto. Prat telefonierte mit dem Vorsitzenden, worauf ihm dieser per Boten (nicht per Pfeil) umgehend eine seit Gründung (1957) geltende

Mitgliederliste einschließlich der Privatadressen zukommen ließ. Sie umfaßte 43 Namen und war alphabetisch geordnet. Die beiden Kriminalbeamten fochten mittels Stein-Schere-Papier aus, wer A–K und wer L–Z bekäme. Belmosto wählte A–K. Sie marschierten gleich los, jeder in eine andere Richtung. Das würde wieder Überstunden geben, denn es war bereits nach 16 Uhr. Wir folgen jetzt dem Kommissar.

Wie sich versteht, zog Belmosto etliche Nieten. Die einen Bogenschützen traf er gar nicht erst an; andere parierten mit einem hieb- und stichfesten Alibi; Dritte waren bereits verstorben oder lebten auf irgendeinem Dorf; und die Vierten legten ihm selbstlos die Umrüstung der Polizei von Pistolen und Granatwerfern auf Bögen ans Herz, denn zu den zahlreichen Vorteilen diese Waffe zähle, neben ihrer Sparsamkeit (hohe Wiederverwendbarkeit der Pfeile!) ihre Umweltfreundlichkeit, weil sie zum Beispiel keinen Lärm mache. Sehr witzig, dachte der Kommissar, dafür jöhlt Prats Prärieindianer umso lauter, wenn er den Büffel oder den Weißen Mann mitten ins Herz getroffen hat. Am Hafen stärkte sich Belmosto erst einmal an einer sogenannten Trinkhalle, weil ihn Überdruß und Schwermut schon wieder in die Fänge zu bekommen drohten. Die Trinkhalle hatte sogar einen Stromanschluß für einen Kühlschrank. Sie besaß ungefähr das Ausmaß einer Hundehütte. Belmosto ließ sich eine gekühlte Flasche Malzbier geben.

Ein in der Tat witziger Fall war ein vollbärtiger Student der Betriebswirtschaft, der im Kellergeschoß einer alten Jugendstilvilla wohnte. Köfel hatte das stattliche Gebäude zunächst umrundet, dann vom Vorgarten aus in die großen Kellerfenster gelinst. Der bärtige Hüne stand gerade vor einem Tisch, auf dem wiederum ein ziemlich großes Terrarium stand. Belmosto meinte Molche darin zu erkennen. Während im Rücken des vollbärtigen Mannes ein stummes Fernsehgerät flackerte, lag unmittelbar vor ihm ein Hackbrett auf dem Tisch. Seine Beschäftigung bestand darin, mit der Linken sich windende Regenwürmer aus einer Blechdose zu fischen, um ihnen mit der Rechten, die ein altes Fahrtenmesser schwang, die Köpfe abzuhacken. Ihre geringelten Leiber servierte er dann. Dazu schlug er das Hackbrett kurzerhand auf dem oberen Rahmen des Terrariums auf, sodaß die Kringel in der Tat wie Regen auf die Farne, Moose und bräunlichen Molche niedergingen. Die Kopfstücke wischte er vorher in eine andere Dose.

Belmosto bückte sich zum Fenster, das gekippt war, und klopfte gegen die Scheibe. Der Bärtige sah kurz auf, nickte unbeteiligt und hackte weiter.

„Sind Sie sicher, daß die Regenwürmer das gerne haben?“ erkundigte sich der Kommissar durch den Fensterspalt.

Der Bärtige zuckte die Achseln, ohne sich in seiner Fütterung zu unterbrechen. „Hauptsache, meine Bergmolche lieben sie. Man muß das machen, weil die Regenwürmer

sonst sofort in die feuchte Erde schössen. Dann würden die Molche natürlich in die Röhre gucken. Wo brennt's denn, guter Mann ..?“

Der Kommissar durfte eintreten. Die Bergmolche hatten cremefarbene Bäuche. In freier Wildbahn hätte sie so mancher Storch sicherlich gern aufgespießt, weil er sie für einen hübschen Nachtisch hielt. Ihr Halter, schon um 30, war zwar wirklich eingetragener Bogenschütze, aber wegen seines verdammt Examens komme er kaum noch zum Trainieren. Dafür zog er bereitwillig manche Erzählung und Belehrung aus seinem Köcher. Sein erster Sportbogen sei noch aus Schichten verleimten Eschenholzes gefertigt worden. Inzwischen nähmen die meisten Kameraden und Kameradinnen Bögen aus Glasfaser oder Carbon. Die enormen Zugkräfte könnten einem Pfeil eine Anfangsgeschwindigkeit von über 200 Stundenkilometer verleihen. Eine Sportschützin hatte Belmosto bereits versichert, in guter Verfassung pflege sie auf 30 Meter jede Walnuß, auf 90 Meter immerhin noch jede zweite Apfelsine zu treffen. Der Molch- und angehende Betriebswirt bestätigte es mit kräftigem Baß. An seinem Alibi war wohl kaum zu rütteln. Seine betagte Vermieterin hatte ihn in aller Frühe des Tattages im Schlafanzug vor seinem erleuchteten Terrarium stehen gesehen, wo er sich anscheinend der wissenschaftlichen Betrachtung seiner Schützlinge hingab. Diese Gemütsruhe kurz nach einem Zugüberfall – das traute ihm Belmosto nun doch nicht zu.

Der Kommissar dankte ihm für seine Auskunftsfreude. Kaum war er jedoch auf der Straße, verfluchte er ihn. Von der Figur und seiner Donnerstimme her hätte der Sportler ohne Zweifel gut in das Gaunerquartett gepaßt. Die Wachsoldaten hatten nämlich dem Mann, der sie vom Wagendach aus angesprochen hatte, just eine „Donnerstimme“ bescheinigt.

Bald darauf klingelte der Kommissar bei der Sportlerin Leonora Kassac. Sie wohnte in einem größeren Mietshaus unweit des Gymnasiums. Die Kathedrale hatte bereits 20 Uhr geschlagen. Wie ungeschickt von den Eltern, dachte Belmosto nach dem Klingeln, drei A's in einem Namen! Dann öffnete ihm eine braungelockte, athletisch gebaute Frau um 40. Er trug sein Begehren vor. Sie bat ihn freilich nicht herein, sondern entschuldigte sich rasch mit dem Hinweis, sie habe gerade Besuch. Ob er nicht morgen gegen Mittag wiederkommen könne?

Aber nun blieb der Kommissar hart. Es war sein berühmter Siebter Sinn. Er winkte freundlich ab und sagte: „Macht nichts, Frau Kassac! Ich warte. Ich warte unten auf der Bank vorm Haus. Der Besuch möge mir bitte Bescheid geben, sobald er geht.“

Sie jedoch erwiderte schon etwas ungehaltener: „Corsica bleibt über nacht! Da wird die Bank aber hart werden, Herr Kommissar.“

Belmosto verkniff es sich, die Brauen zu heben. „Sagten Sie *Corsica*, gnädige Frau? Ein seltener Name. Ich kenne eine Rancherin aus den Blauen Bergen, die so heißt. So eine schlanke Schwarze ...“

Er merkte sofort, sie ärgerte sich, den Namen genannt zu haben, und sie war im Moment um eine unverfängliche Antwort verlegen. Während sie sich noch am Kinn zupfte und nachdachte, überschlug Belmosto in Blitzesschnelle die Anhaltspunkte und seine neue Theorie. Als sie dann zu ihrer Antwort ansetzte, winkte er erneut ab.

„Schon gut, Frau Kassac, es wäre zu unhöflich von mir. Ich sehe es ein. Auch Kriminalkommissare machen Fehler. Vergessen Sie die Angelegenheit kurzerhand! Und grüßen Sie *Corsica* sehr herzlich von mir.“

Damit zwinkerte er ihr neckisch zu, ließ sie mit offenem Mund in der Wohnungstür stehen und stieg wieder die Treppe hinab. Er ging unverzüglich zum Fohlenmarkt zurück, denn so hatte er es mit Prat verabredet.

3

„Ich bilde mir ein, die Bogenschützin aufgetrieben zu haben, Rino. Es handelt sich um eine braungelockte, durchaus sportlich wirkende Frau um 40. Ich habe sie aber mehr oder weniger spontan unbehelligt gelassen.“

„Ach“, sagte Prat verdutzt. „Wir sollen sie ungeschoren lassen? Warum denn das?“

Belmosto gab das Gespräch vor der Wohnungstür wieder. Er schloß: „Kannst du meine Nachsicht zufällig nachvollziehen? Die Gründe verstehen?“

Prat dachte eine Weile stirnrunzelnd nach. Dann erwiderte er ehrlich: „Nein, kann ich nicht.“

„Du erinnerst dich vielleicht, man erzählte uns auf der Ranch, *Corsica*, die schwarze, hagere Meisterschützin im Schußwaffenbereich, stehe dem Korsischen Widerstand nahe. Prompt nahm ich nun an, Frau Kassac sei eine Genossin von ihr. Verstehst du jetzt?“

„Ahja ...“ sagte Prat gedehnt. „Du glaubst, der Zaster aus dem Zug sei beim Korsischen Widerstand gelandet. Ist es so?“

Belmosto nickte. „Und ich glaube, bei dem ist der Zaster immer noch besser aufgehoben als bei der Armee. Die ist sowieso gut versichert. Nicht zuletzt durch das französische Volk, das sie immer wieder schön gewähren läßt. Zuletzt als Spießgesellen der deutschen Faschisten, dann in Indochina und Algerien. Das hört nie auf, Rino ... Gewiß haben wir jetzt das Problem, der Staatsanwältin die Erfolglosigkeit unserer Ermittlungen

zu erklären, ohne uns gleich die Frühpensionierung zuzuziehen. Aber diesem Problem werden wir uns erst morgen vormittag in aller Frische widmen. Bist du einverstanden?“

Prat verstülpte die Lippen, nickt bedächtig und erwiderte: „Bin ich, Petru.“

Der Mann mit dem Vorschlaghammer

Alains *Lebensalter und Anschauung* hatte neun, wiederum in Kapitel aufgeteilte sogenannte Bücher. Inzwischen bis zum siebten Buch vorgedrungen, konnte Belmosto schon sagen, in diesem Werk von rund 470 Seiten hielten sich die starken und die schwachen Abschnitte ungefähr die Waage. Die schwachen empfand der Kriminalkommissar oft als spitzfindig, fruchtlos, müßig, ja geradezu überflüssig. In den betreffenden Büchern oder Kapiteln ging es meist um das ausgedehnte Themenfeld Wahrnehmung und Erkenntnis. Hier trat auch ein Grundzug des Werkes besonders lästig zutage. Der Tierarztsohn, Geiger, Laienschlosser und Philosophielehrer Alain wollte gern als Entdecker, wenn nicht sogar Weiser gelten. Im hakenkreuzbeflaggten Berlin hätte er sich wahrscheinlich, obwohl erklärter Republikaner oder Radikaldemokrat, mit Wohlgefallen als Bestandteil von Goebbels berüchtigter Liste der Gottbegnadeten wiedergefunden. Aber ein anderer Grundzug war seine Aufrichtigkeit. Deshalb gab er immerhin nie vor, zu der Menschensorte der Bescheidenen zu gehören, um an Prat und den Naturfotografen zu erinnern. Das hätte ihm Belmosto sowieso nicht abgenommen. Sich immer mal wieder in seinem Entdeckerwahn befeuernd, gipfelten beide Wesenszüge im siebten Buch in Alains eingeschobenem Bekenntnis: „Alle Götter laufen mit meiner Feder. Sie sollen Gewicht geben, so will ich es, und zumindest Gleichnis sein, wenn sie nicht Beweis sein können.“

Im siebten Buch behandelt Alain *Die Berufe*. Damit widmet er sich auch erneut den Abstufungen der Rhetorik, wie man sagen könnte, denn hierin liegt für ihn ein wesentliches Merkmal zur Unterscheidung des Proletariers vom Bauern, der Seeleute von den Bürgern und Kaufleuten, und dergleichen. Für Alain ist das hehre Menschengeschlecht (das er durchaus feiert) vornehmlich ein Gesindel von Überredungskünstlern mannigfaltiger Art. Im Grunde sind wir alle nur mehr oder weniger PolitikerInnen. Der Säugling überredet seine Mama durch Gebrüll, ihn gefälligst an ihre pralle Brust zu legen, und der Liebhaber säuselt: Du weißt doch, mein Schatz, daß ich so etwas nie übers Herz bringen würde. Diese vielen lehrreichen Beobachtungen zur Überredungskunst fallen natürlich auch auf Alain selber zurück, nur merkt er es in seinem Sendungsbewußtsein nicht immer.

Er klingelt zu gern mit selten benutzten Worten und unerwarteten Metaphern; er orakelt und tastet gern ins Dunkle; er spricht am liebsten in Rätseln. Zum Beispiel, was sollen denn solche Sätze: „Die Revolutionen wären weniger gefürchtet, wenn man sie weniger liebte; und der Starke fürchtet vielleicht auf der Welt nur seinen eigenen Zorn. Über diesen Umweg macht Ordnung frei von Gewaltätigkeit, und wir haben hier noch nicht aus-
lernt.“ Derartige Sätze sollen einschüchtern und den Schmeichlern viele Minuten des vergeblichen Grübelns über die Stoßrichtung der Alainschen Tiefsinnigkeit kosten. So im Kapitel *Die Gewalten* des siebten Buches. Belmosto hat auch schon einmal auf die letzte Seite des Werkes gelinst. Dort *merkt* es Alain wieder einmal, findet freilich auch jetzt zu einer spitzfindigen Rechtfertigung: „Bei jedem Werk, bei dem Werk anderer wie bei dem eigenen, muß viel erraten werden; und was am meisten Widerstand bietet, ist nicht das Schlimmste.“

Gleichwohl wird Belmosto dem Grafen gegenüber Alains Beobachtungen zu den *Berufen* unter die Perlen dichter, farbiger, aufschlußreicher Prosa zählen, die im Mittelmeer so schnell keiner finde. Nur die Bankräuber hat Alain diesmal vergessen, sonst hätte der Kommissar noch größeren Gewinn von dessen Miniaturen aus dem Berufsleben gehabt.

2

Am Hauptmarkt von Porto Canto galt ringsum Parkverbot. Als ein himmelblau lackierter Lieferwagen der Firma *Blitz Elektrodienst* an einem ziemlich ungemütlichen Januartag vor dem *Bankhaus Rodier* auf den breiten Bürgersteig fuhr und eben auf diesem parkte, zeigte das Thermometer an der benachbarten Apotheke keine drei Grad plus. Das kam an der Küste selten vor. Zwei Männer stiegen aus, hieften eine zwisehenklige Stehleiter aus der Hintertür ihres Wagens und bauten sie hart neben der Drehtür des traditionsreichen Geldinstituts auf. Verständlicherweise hatten sie ihre Mantelkragen hochgestellt und ihre Pudelmützen bis über die Ohren gezogen. Ihre gefingerten Arbeitshandschuhe waren vermutlich gefüttert. Zudem gingen sie recht zügig voran, um möglichst bald wieder in ihr warmes Auto zu kommen. Trotzdem behauptete ein sie querender Bankkunde später, sie hätten beide Schnauzbärte und Brillen getragen. Zumindest die Brillen hatten sie bald darauf, als sie *in* der Bank zu tun hatten, nicht mehr auf.

Jetzt hinderte der eine Handwerker die Leiter am Umkippen, der andere stieg hinauf, um die Milchglas-Verkleidung einer kastenförmigen Außenlampe abzuschrauben.

Während der Mann am Fuß der Leiter die Haube in Empfang nahm, machte sich sein Kollege mit Stromprüfer und Kombizange an den Eingeweiden des Beleuchtungskörpers zu schaffen. Plötzlich zischte und knallte es, und in der Bank stießen blonde Typsen anmutige Schreie der Überraschung aus, weil ihre elektrischen Schreibmaschinen wie von Geisterhand ausgeschaltet worden waren. Möglicherweise war die Hauptsicherung durchgebrannt. Prompt ließen die beiden Handwerker ihre Leiter im Stich, versenkten ihre Brillen in den Manteltaschen, um dafür Pistolen hervor zu holen, rollten im Vorwärtsstürmen ihre Pudelmützen, die nun Augenschlitze zeigten, bis zum Kinn hinab und trieben die in der Bank beschäftigten Angestellten und Kunden in der Sitzecke mit dem unverzichtbaren Gummibaum zusammen. Unterdessen spuckte der Lieferwagen einen dritten Gangster aus. Einen mächtigen Vorschlaghammer schwingend, rannte der gleichfalls Vermummte auf das mit Panzerglas eingefasste Kassenhäuschen zu. Er faßte zielsicher das Schloß der Glastür ins Auge und schlug es mit seinem Hammer zu Brei. Die Glastür sprang sofort auf.

Der bereits ergraute Kassenwart hatte sich mit banger Miene in eine Ecke gedrückt. Der Räuber ließ nun den Hammer fallen, um den Graukopf mit der winkenden Pistole zu den anderen in die Gummibaumecke zu nötigen. Anschließend raffte er die Geldscheine aus ihren auf dem Tresen angebrachten Fächern und stopfte sie in einen jäh hervorgezauberten Tragbeutel. Selbstverständlich hatte auch dieser Gangster Handschuhe an. Dann bückte er sich auch noch zielsicher zum Linoleum des Kassenhäuschens, um aus einer in Fußknöchelhöhe angebrachten Schublade ebenfalls Bündel von Geldscheinen zu raffen. Es waren die ganz großen, wie sich später ergab. Das genügte dem Mann. Er stürmte mit seinem prallen Beutel zur Drehtür, im Gefolge seine beiden Kumpanen. Ein vierter, gleichfalls im Laderaum versteckter Mann hatte inzwischen schon den Motor von *Blitz Elektrodienst* angelassen. Der Lieferwagen schoß mit quietschenden Reifen davon. Die Stehleiter hatten die Räuber, wie den Hammer, dem Bankhaus und der Kripo geschenkt. Die Kathedrale läutete 17 Uhr.

3

Am nächsten Nachmittag saßen Prat und Belmosto mißmutig an ihren Schreibtischen und lasen sich gegenseitig diverse Protokoll-Auszüge und Schnellgutachten vor. Elektrofachleute hatten sich auch schon geäußert. Dem Mann auf der Stehleiter war es tatsächlich gelungen, auf Anhieb einen Kurzschluß herbeizuführen, der die Hauptsicherung zerstörte.

Dadurch waren, nach den Schreibmaschinen und dem Fernschreiber, natürlich auch die Telefone und die Alarmanlage lahmgelegt. Leider gab es aber selbst auf Korsika eine Menge ausgefuchster ElektrobastlerInnen – und wie sollte man da ausgerechnet die richtigen am buschigen Schwanz zu fassen kriegen? Die glorreiche Firma *Blitz Elektrodienst* dagegen kannte kein Schwein. Vermutlich war der Lieferwagen längst umlackiert und für den nächsten Geldtransport eingemottet worden.

„Ob das auch wieder ‚der Korsische Widerstand‘ war?“ sagte Prat, während er ein paar Blätter mit öden, wie gewohnt einander widersprechenden Zeugenaussagen abheftete.

Belmosto schüttelte seinen Kopf, in dem er bereits das Kribbeln und Drücken der obligatorischen, berufsbedingten Erkältung verspürte. „Wohl kaum. In das edelste Bankhaus am Platze kriegen die keinen Maulwurf, Rino.“

Jetzt schien der Kommissar trotz des Virenanmarsches eine Erleuchtung zu haben. Er fingerte in den vor ihm liegenden Papieren herum. „Aha, Rino, hier stehts. Bankdirektor Fiorella versichert, ausgerechnet diese beiden ‚Schwachstellen‘, nämlich das Schloß der Panzerglastür und die unterste Schublade mit den großen Scheinen, seien strenges Betriebsgeheimnis gewesen. Haben die Gangster also keinen Fuß in der Bank – woher wissen sie dann um diese hübschen Schwachstellen? ... Muß man aus diesem Wissen nicht schließen, sie hätten sogar über mindestens einen Mittäter aus den Reihen des Bankpersonals verfügt? Was hältst du von dieser Theorie?“

„Hm“, grummelte Prat. „Aber die waren doch alle in der Halle des erlauchten Geldinstituts versammelt. Das heißt, Direktor Fiorella und ein paar Miezen und Bürokraten saßen natürlich im Ersten Stock. Als die Hammerschläge krachten, kamen allerdings auch sie herunter, um sich die Bescherung anzusehen.“

„Schon richtig, mein Lieber. Nur den armen Vizedirektor hast du übergangen, Dupont heißt er. Laut meinem Gespräch mit Fiorella weilte sein Vize am Nachmittag überhaupt nicht in der Bank. Er habe die Bank bei einem Empfang im Gymnasium vertreten. Dummerweise habe ich nicht nachgehakt. Aber jetzt tue ich es!“

Er angelte sich das Telefon und fügte hinzu: „Du kannst inzwischen schon Feierabend machen, mein Lieber. Ich lege mich dann auch gleich mit einer Dröhnung *Olbas* in der Nase aufs Ohr!“

Ehe sich der Kommissar in sein Bett verkriechen konnte, hielt ihn im Hausflur der Villa der Graf auf, der gerade aus seiner Wohnung kam, weil er eine Besorgung machen wollte. Verständlicherweise erkundigte sich sein Vermieter nach dem Stand der Ermittlungen in diesem brühwarmen und kühnen Gaunerstück. Wie sich Belmosto fast schon gedacht hatte, war der Graf natürlich ein Stammkunde von *Rodier*. Und mehr noch, er hatte den Vizedirektor am Nachmittag des Überfalls mit eigenen Augen auf jenem Empfang im Gymnasium gesehen. Die Schule und deren Förderverein, zu dem der Graf als betuchter „Ehemaliger“ gehörte, hatten den korsischen Kultusminister beklatscht, der eigens aus Ajaccio zu einer Jubiläumsfeier angereist war. Die Feier lief ab 14 Uhr. Nach den furchtbaren Ansprachen und Darbietungen im Konzertsaal des Gymnasiums gab es an einer Bar Kaffee, Kuchen und *Coca Cola*. „Ekelhaft“, knurrte der Graf. „Mit diesem Gesöff werden sie die ganze Jugend schon krankkriegen.“ Anfangs habe er mit Dupont, der ebenfalls im Förderverein saß, nur ein paar höfliche Floskeln ausgetauscht. Später sei ihm jedoch eingefallen, er könne den Bankier vielleicht in einer Anlagensache um Rat bitten. Aber da sei er weg gewesen. „Übrigens ist er mit Pierre Dupont nicht verwandt. Ich fragte ihn einmal danach, als er mir einen recht netten Kredit gewährte. Das war in seinem Büro. Er hat den ganzen Hauptmarkt im Blick, Herr Kommissar! Exklusiver Arbeitsplatz.“

„Pierre Dupont? Wer ist denn das nun wieder? Muß man den kennen?“

„Ein Liedermacher, Herr Kommissar, gestorben 1870, glaube ich. Von ihm stammt die sogenannte *Arbeitermarseillaise*. Napoleon III. schickte ihn in die Verbannung. Er wurde keine 50, Herr Kommissar.“

„Und der andere Dupont, *unser* Dupont, war plötzlich weg, sagten Sie? Wann war das bitte, Herr Graf?“

Er dachte nicht lange nach. „Wohl 15 Uhr 28, würde ich sagen.“

Sie saßen im Hausflur auf einer gepolsterten Bank, und Belmosto hatte bereits wiederholt zu der Treppe geschielt, die unten vor seiner Kellerwohnung endete. Jetzt hob er allerdings die Brauen. Dann sagte er lächelnd:

„Was – das wissen Sie so genau? Blicken Sie denn bei Empfängen dauernd auf ihre Uhr, Herr Graf?“

„Sie sagen es, Herr Kommissar. Weil ich wissen will, ob dieser verdammte Empfang endlich vorbei ist“, zwinkerte er.

„Wunderbar! Aber vielleicht war Herr Dupont nur mal eben austreten gegangen? Das kommt ja vor.“

„Stimmt. Das sagte ich mir dann auch. Ich hielt deshalb noch mehrmals nach ihm Ausschau, entdeckte ihn aber nicht.“

„Bis zum Ende des Empfangs nicht?“

„Richtig.“

Belmosto dankte dem Grafen herzlich und eiste sich mit Verweis auf seinen schlechten Gesundheitszustand endlich los. Der Empfang hatte um 17 Uhr 30 geendet. Der Überfall in der Bank bereits um 17 Uhr. Wenn wir Glück haben, dachte Belmosto noch, als er benebelt in seinem Bett lag, kommt dieser Dupont ebenfalls dahin, wo der Pfeffer wächst. Das war um 1850 eine berühmte Strafkolonie in Französisch-Guayana.

5

Die Kripo hatte sich entschlossen, Dupont nicht in der Bank aufzusuchen, sondern ihn umgekehrt zum Fohlenmarkt zu bitten. Wer weiß, was er noch an Schußwaffen oder Tellereisen in seinem Büro bereit hielt. Belmosto warnte ihn sogar. „Wir wollten mit Ihnen nur ein wenig über den Empfang im Gymnasium plaudern, Herr Direktor.“ Man merkte am Telefon, er stutzte, aber dann ging er mit gleichgültig klingender Stimme darauf ein.

Seine Stimme klang eher sanft, gut für ÜberredungskünstlerInnen, stand jedoch in auffälligem Gegensatz zu seiner Gestalt. Obwohl nur mittelgroß, wie etwa der Berliner Kraftmensch und Entfesselungskünstler Siegmund „Sische“ Breitbart, war der blonde Kaufmann gleichwohl fast so muskulös und durchtrainiert wie eben jener Herkules. Sie hatten noch einige Erkundigungen eingezogen. Als Student war Dupont Ruderer und Speerwerfer, später nur noch Fechter gewesen. Untergebene von ihm versicherten, er betreibe selbst in seinem Büro regelmäßig Gymnastik. Sie berichteten aber auch von gelegentlichen Anfällen der Zerstreutheit; eine Buchhalterin sprach sogar von seiner Neigung zur Wehleidigkeit. Sein Gesicht wirkte eher gewöhnlich und prägte sich eigentlich nur durch eine etwas zu große, knorpelige Nase ein. Es wäre freilich nicht verwunderlich, wenn ihm gerade dieser Riecher schon das halbe Leben verdorben hatte. Er war Mitte 40. Leider verfolgte ihn auch berufliches Pech. Von einem Schüler des prominenten faschistischen Architekten Giuseppe Terragni aus Como, Norditalien, hatte er sich unweit der Stadt eine postmoderne Villa an den Strand setzen lassen, die selbst für seinen Chef Fiorella eine Nummer zu groß und zu teuer gewesen wäre. Er hatte sich damit arg übernommen. Fiorella hatte ihn bereits ermahnt, bei der Selbstbedienung in der Bank (günstige Kredite, heiße Insidertips) ein wenig bescheidener vorzugehen, aber Duponts Bankrott war nur noch eine Frage von Monaten gewesen. Da griff er eben zu handfesteren Methoden der Selbstbedienung, falls die Kripo mit ihrer Theorie nicht schief lag.

Als Dupont neben den beiden zusammen geschobenen Schreibtischen der Kripo im Besucherstuhl saß, fackelte Belmonto nicht lang. Zeugen hätten Herrn Prat versichert, der Vizedirektor habe den Empfang im Gymnasium bereits um 15 Uhr 30 verlassen. „Unsere Frage, Herr Dupont, wäre jetzt: wohin ..? Doch nicht etwa zu der patenten Firma *Blitz Elektrodienst* ..?“

Dupont verlor in beachtlicher Geschwindigkeit seine frische, beinahe rosige Gesichtsfarbe. Ihm schien zu dämmern, daß die Beweislage gegen ihn erdrückender als seine Schulden sein könnte. Nach mehr als einer Minute des Schocks verzerrte sich sein um die ohnehin ungünstige Nase gruppiertes Gesicht.

Wahrscheinlich hatte er das Beweisstück „Vorschlaghammer“ vom Tatort bereits bei seinem Eintritt im Hintergrund des Büros auf einer Anrichte erspäht, wo es sogar, mit dem Stiel nach oben, auf dem Hammerkopf stand. Daran hatten die beiden Kriminalbeamten nicht gedacht. Ein klarer Fehler.

Jetzt schnellte Dupont aus seinem Sessel, wobei ihn bereits der hysterische Lachanfall zu schütteln begann, der später sogar in die psychoanalytische Fachliteratur Eingang fand. Dupont ergriff den Hammer, drehte sich wieder blitzschnell um und schlug auf die beiden Schreibtische ein. Dabei zertrümmerte er unter anderem das Telefon. Die Tischplatten begannen zu reißen und zu splintern. Er hieb wie ein Verrückter und lachte dabei unentwegt. Zwischendurch schrie er freilich immer wieder durchdringend „Ja, ich war’s!“ oder „Ich persönlich war der Hammerführer!“ und ähnliches dummes Zeug. Der Lärm war alles zusammen genommen heftiger als auf der einzigen Schiffswerft von Porto Canto. Belmonto und Prat waren selbstverständlich aufgesprungen und zurückgewichen, aber Dupont hatte es offensichtlich gar nicht auf die Polizisten abgesehen. Er mußte nur seine Riesenenttäuschung loswerden – und wahrscheinlich auch seine Selbsterkenntnis, ein Riesennarr, ein Tölpel, ein Taugenichts zu sein.

Dann wurde die Bürotür aufgerissen. Auf der Schwelle stand Wachtmeister Sinibaldi, gebückt und die Pistole gezückt. Er starrte mit offenem Mund und Riesenaugen auf das Bild der Verwüstung und die drei Benutzer des Büros. Der eine ließ gerade den Hammer fallen und sich selber wieder in den Armlehnstuhl für BesucherInnen sinken. Er keuchte und kicherte jetzt nur noch vor sich hin.

Sinibaldis Blick hüpfte zwischen den an die Schränke gedrückten Kollegen und dem Tobsüchtigen hin- und her, bis er sich schließlich mit leiser Stimme erkundigte: „Ist Ihnen nicht gut, meine Herren? Kann ich hier irgendwie helfen?“

Belmosto löste sich aus seiner Erstarrung und winkte wie gewohnt ab, bevor er sich seinen erfreulicherweise noch nicht zertrümmerten Schreibtischsessel heranzog:

„Schon gut, Edmond. Vielen Dank für deine Hilfsbereitschaft. Geh bitte wieder nach unten und bitte Johnny, er möge uns vier doppelte Cognacs bringen, falls dein Telefon noch funktioniert. Einer davon ist für dich.“

Dann holte er aus einem Schrank eine Handfessel hervor und legte sie dem zusammengesunkenen Vizedirektor an. Der ließ es teilnahmslos geschehen.

Ein Hohes Tier fliegt aus dem Rennen

Prat lag seinem Chef schon länger in den Ohren, sie müßten wirklich einmal zusammen auf die Galopprennbahn gehen. Vielleicht zögen sie sogar das Große Los. In jedem Fall sei es unterhaltsam. Belmosto hatte anfänglich eingewandt, wenn Tierquälerei unterhaltsam sei, könne Rino auch seinem Sohn Albert den brennenden Wunsch erfüllen, ihm eine Ausbildung zum Stierkämpfer zu ermöglichen. Albert Prat war Sieben. Der Kriminalhauptmeister hatte gekontert: „Von *dem* Gehalt bestimmt nicht, lieber Petru!“ Jetzt hatte sich aber Ministerialdirektor Guy Padovani aus Ajaccio für den nächsten Renntag angekündigt, wo er sogar zwei eigene Pferde laufen hatte. Dieses Hohe Tier, angeblich Sozialist, war also inzwischen auch Rennstallbesitzer. „So einen Schaumschläger kann ich mir ruhig einmal anschauen“, meinte Belmosto und sagte zu. Er guckte nämlich nie Fernsehen.

An einem heiteren Sonntagvormittag Anfang Juni spazierten sie hinaus. Die Rennbahn lag im Osten der Stadt auf einer ringsum bewaldeten kleinen Anhöhe. Nachdem sie den ausgedehnten stinkenden Parkplatz für die Autos überwunden hatten, tauchten sie in den angenehmen Schatten hoher Kastanien und Eichen. Plötzlich sagte ein Lautsprecher schon das Rennen Nr.2 an. Prompt hieb Prat seinen Chef ins Kreuz und versetzte ihn so in Galopp. „Wir müssen schnell noch setzen, Petru! Hier läuft *Dingo* mit, mein Favorit!“

Das Bankhäuschen der Rennbahn hieß offiziell *Totalisator*. Es hatte mehrere Schalter, an dem man seine Wettscheine ausfüllen und bezahlen konnte. Hier drängte sich im Augenblick ein buntes Volk. Belmosto wehrte Prats Bemühen, ihn ebenfalls für *Dingo* zu erwärmen, erfolgreich ab, stammte dieser Renner doch prompt aus Padovanis Stall, wie dem Programmheft zu entnehmen war. Belmosto setzte auf *Veronique*. Zwar wußte er von diesem Renner nicht einen Futz, aber er hatte einmal eine Geliebte gleichen Namens gehabt, an die er ohne Groll zurückdenken konnte. Vielleicht gewann sie ja zufällig. *Veronique* hieß „die Siegbringerin“.

Sie verstaute ihre Wettscheine in ihren leichten Jacken und bogen um das Tribünengebäude. Im viktorianischen Stil errichtet, glänzte es mit buntlackierten Schnitzereien an den Brüstungen und Pfosten. Es war gut besetzt. Das Gelände wimmelte überhaupt von Leuten, weil das Wetter mitspielte. Wie sich versteht, waren hier und dort Buden aufgestellt, an dem die WetterInnen ihre nächsten Francs in Waffeln, Kaffee oder *Coca Cola* verwandeln konnten.

Die beiden Urlauber von der örtlichen Kripo hielten auf den *VIP-Turm* des Tribünengebäudes zu. Prat hatte seinen Chef nämlich überredet, wenigstens bei einem von den fünf Rennen einmal von ihren Vorrechten Gebrauch zu machen. Sie besaßen die erforderlichen Brust-Anhänger für den Turm. Dieser „Turm“, im Grundriß dreimal so groß wie ihr gemeinsames Büro, erhob sich an der Südflanke der Tribüne. Im vierten und letzten Geschoß waren sämtliche Fensterflügel ausgehängt worden; dort würden die VIPs in 10 Minuten ihre Operngläser oder Feldstecher zücken. Die junge „Amazone“ am vorkragenden Treppenaufgang ließ nach Prat auch Belmosto einspruchslos passieren, obwohl er nicht gerade sehr salonfähig wirkte. Sein schmuckloses helles Hemd steckte in einer verwaschenen lindgrünen Leinenhose, die eher zu den Pferdepflegern in den Ställen gepaßt hätte.

Im VIP-Raum stolzierten knapp 20 Leute umher. Prat begrüßte einen Fabrikanten, bei dem er letztes Jahr Diebstähle zu untersuchen hatte. Bis in die „Steuerparadiese“ war er natürlich nicht vorgedrungen. Sie bedienten sich am Büfett mit Getränken und lehnten sich in eine Fensterecke. Während sie Campari mit Bananensaft schlürften, füllte sich der Saal allmählich. Prat zückte sein Fernglas. Er war außer Pferdeliebhaber Schmetterlingsfreund. „Sie versetzen gerade die Startmaschine“, teilte er Belmosto mit. „Das höre ich“, erwiderte dieser. Wechselte die Distanz, wurde der Start verlegt – das Ziel verblieb stets in Höhe der Tribüne. Die bahnbreite Startmaschine mit den vielen Schwingtüren wurde von einem Traktor gezogen und dann aus der inneren Hecke rückwärts quer in die mit Rasen bewachsene Bahn geschoben. Sofort nach dem Start zog sie der Schlepper wieder ein. „Da ist er ja!“ raunte Prat wenig später. – „Wer?“ – „Na, Padovani. Er unterhält sich gerade mit unserem Bürgermeister.“ – „Zeig her!“

Prat hatte recht. Die beiden Politiker standen zwischen Tribüne und Rennbahn auf der Wiese und plauderten angeregt. In körperlicher Hinsicht war der Bürgermeister der größere Politiker. Dafür war Ministerialdirektor und Rennstallbesitzer Padovani allerdings deutlich edler gekleidet, wie aus dem Ei gepellt. Seinen hellgrauen Maßanzug hätte Prat, der sich ja gerade entsprechend beklagt hatte, nicht mit einem seiner Monatsgehälter bezahlen können. Das rüttelte gleichwohl nicht an Padovanis tadellos rasiertem dümm-

lichem Gesicht. Er hatte volle Lippen und gab gern den Schmoller. In seiner „sozialistischen“ Partei galt er, für Korsika, als Nummer 2. Jüngst hatte er zum dritten Mal geheiratet, eine echte Baroness Soundso. Von ihr hieß es, sie habe Geld wie Heu. Daher vielleicht der Rennstall.

Belmosto reichte Prat das Fernglas zurück. Es kurzerhand auf die Brüstung zu legen, wäre vielleicht zu leichtsinnig gewesen, wegen der NachzüglerInnen vier Stockwerke tiefer. Prat fragte seinen Chef: „Soll ich mal nach dem Grafen gucken?“

„Nie und nimmer, Rino! Er hat mir einmal einen Witz erzählt, den er in einem sprachphilosophischen Werk fand. Ein Scheich habe die Einladung zu einem Pferderennen mit den Worten ausgeschlagen, er wisse schon, daß ein Pferd schneller als das andere laufe. Welches, sei ihm egal.“

2

Um ein Haar wären Jules Proll ein paar Würste verkohlt, da er Padovani ebenfalls bemerkt hatte und nur schwer seinen Blick von ihm wenden konnte. Er haßte diesen Mann. Am liebsten hätte er seinen Grill mit der glühenden und qualmenden Holzkohle gestemmt und über dem gemeingefährlichen Schöndünster ausgekippt. Das war noch nicht einmal unrealistisch gedacht, denn im Gegensatz zu dem Ministerialdirektor maß der hagere Wurstbräter über 1,80. Im Alter standen sie ungefähr gleich, Mitte 50. Entsprechend hatten sie einst dieselbe Klasse im hiesigen Gymnasium besucht.

Ironischerweise hatte ihm Wöhler auch noch eine rote Schürze verordnet. Man konnte sie als Hohn auf alle geplatzten Blümenträume Prolls auffassen. Siegfried Wöhler dagegen konnte sich kaum beklagen. Sein Traum vom eigenen Restaurant wurde immer greifbarer. In den Nachkriegswirren dank einer drallen Kellnerin nach Korsika verschlagen, hatte sich der Deutsche bis zu einem eigenen, über mannshohen Lieferwagen hochgearbeitet, der auf umlaufenden Dachschildern verkündete *Original Thüringer Rostbratwürste und Biere vom Faß*. Deshalb hieß Wöhler meist „der Thüringer“. In der Balance kannte ihn jeder. Er klapperte regelmäßig alle Ortschaften und bedeutenden Festlichkeiten ab. Auf der Rennbahn hatte er einen günstigen Stellplatz im Winkel zwischen VIP- und Richterturm ergattert. Der Andrang war auch an diesem Sonntag gut. Während Wöhler über seiner heruntergelassenen Seitenklappe fast ohne Unterbrechungen Bier zapfte, stand Proll ein paar Schritte seitlich an ihrem mobilen Holzkohलगrill. Wöhler gab zu, sein Lulatsch wendete die Würste nicht ungeschickt. Wöhler empfand sich als

Prolls Wohltäter. Mit diesem Knurren, von dem der Lange neulich befallen worden war, konnte sich Proll ja nur glücklich schätzen, wenn ihn Wöhler der Kundschaft überhaupt noch zuzumuten wagte. Dafür hatte er sich geschworen, Prolls erbärmlichen Tagelohn nicht so bald aufzustocken. „Der Thüringer“ wollte endlich sein Restaurant! Am besten, es würde am Hauptmarkt liegen, gleich neben dem *Bankhaus Rodier*.

Prolls Gedanken an die Geldquellen, die sich sein ehemaliger Klassenkamerad Padovani inzwischen erschlossen hatte, trugen nicht gerade zur Verbesserung seiner Laune bei. Da ihm seine Eltern kein Studium finanzieren konnten, hatte Proll nach dem Abitur eine Lehre zum Chemielaboranten begonnen. Er hatte sie bald abgebrochen. In der Kriegszeit hatte er mit anderen Sabotageakte verübt und sich den Lebensunterhalt zusammengeklaut. Später hielt er sich als Gelegenheitsarbeiter in zahlreichen Branchen über Wasser. Jede Liebschaft scheiterte. Zuletzt hatte sich Proll einen schneidigen Schnauzbart zugelegt, um vielleicht mehr Chancen zu haben – Pustekuchen. Und dann hatte ihn auch noch dieses verfluchte „Knurren“ ereilt. Es erinnerte teils an Asthma, teils an einen Schluckauf. Im übelsten Fall mußte Proll alle 20 oder 30 Sekunden tief knurrend aufstöhnen. Schmerzen hatte er nicht. Warum er sich diese peinliche Störung vor rund einem Jahr bei einem harmlosen Stolpern über einen Bordstein zugezogen hatte, wußte niemand. Krankhafte innere Veränderungen hatten die Ärzte nicht gefunden. Allerlei Medikamente und Atemübungen schlugen nicht an. Eine Gesprächstherapie hatte Proll als „fruchtloses Unterfangen“ abgelehnt. Er verschlang „systemkritische“ Literatur, soweit sie in der Stadtbücherei zu haben war, und trank Wöhlers Bier.

Jetzt verfolgte er, wie sich Padovani vom Bürgermeister löste, um auf den VIP-Turm zuzustreben. Irgendwelche zusammengerollten Unterlagen, die der Ministerialdirektor dabei mit der Rechten federnd auf seinen linken Handteller schlug, erinnerten fast an das Megaphon, das er vor Jahren benutzt hatte, um die TeilnehmerInnen antimilitaristischer Demonstrationen an die „demokratischen Spielregeln“ zu erinnern und sie zur Mäßigung zu ermahnen. Inzwischen trat Padovani im Fernsehen vor einer ganzen Batterie von Mikrofonen auf. Mit militaristischen Forderungen.

3

Der Kommissar hatte nicht mehr auf Padovani geachtet, weil ihn der Tumult vor der Startmaschine gefesselt hatte. Etliche Gäule wollten um keinen Preis in ihre Boxen; sie tänzelten, brachen aus oder stiegen auf, drehten sich und den wütenden Jockey im Kreis –

Belmosto feuerte sie insgeheim an, denn eigentlich hätte er als Kriminalbeamter bereits ähnliche Konsequenzen ziehen müssen. Doch jetzt wurde Belmosto abgelenkt, weil der Schirmherr des Renntages mitten im VIP-Raum stand, um sich in seiner Bedeutung zu sonnen. Die SchmeichlerInnen umlagerten ihn sofort. Sich hütend, sie vor den Kopf zu stoßen, hatte er für jeden eine Auskunft oder eine Phrase. Belmosto wrang die Augen und blickte schnell wieder nach draußen.

An der Startmaschine trotzte nach wie vor ein Fuchs, der allerdings eher einem Windhund glich. Bei den kleinen, edlen Rennern mit den seidigen Fellen konnte man jede Ader und jede Rippe zählen. Belmosto fragte sich, ob ein Pferd in freier Wildbahn wie der Teufel über drei Kilometer preschen würde, nur um sich beklatschen zu lassen, den Tierarzt aufzusuchen, für 100.000 Franc den Besitzer zu wechseln. Von Springpferden wußte er mit Sicherheit, daß sie aus freien Stücken niemals über Teppichstangen oder Friedhofsmauern springen würden. Vielleicht drehte auch ein Dakota-Mustang bei der Büffeljagd ziemlich auf, aber bestimmt nicht schnurgerade. Die Gerade war auch in diesem Oval zwischen den hohen Kastanien und Eichen gegeben. Geschwindigkeitswahn und Zielstrebigkeit gehörten untrennbar zusammen. Warum sollte sich einer ohne Ziel verausgaben – sich krankrennen für nichts? Das Ziel des unausrottbaren Fortschrittsdenkens im allgemeinen war es, in der Schöpfung, die man nicht selber in Gang setzen durfte, wenigstens die Nase vorn zu haben. *Macht euch die Erde untertan*. Und also auch die Gäule.

Eine Dame mittleren Alters in ausgesprochen schnittiger Motorradlederkluft lachte hell auf, weil Padovani offenbar ein umwerfender Scherz gelungen war. Sie faßte ihn gar am Arm und ließ ihn in ihren halbgeöffneten Reißverschluß linsen. Dann drängte sie ihren Bewunderer zur Fensterbrüstung, weil vom Richterturm soeben um Verzeihung für die störrischen Starter gebeten worden war – es gehe gleich los. Keine drei Meter von Belmostos und Prats Ecke entfernt machte man dem Ministerialdirektor und seiner Motorradmieze Platz. Da hatte die Kripo sie vor der Nase: die Elite der Evolution.

4

Proll konnte sich durchaus lebhaft vorstellen, wie Padovani oben im VIP-Turm Hahn im Korb spielte. Er war schon als mittelloser Unterprimaner Frauenschwarm gewesen. Seinen alten Mitschüler hatte Padovani im Vorübergehen selbstverständlich weder erkannt noch aus sonstigen Gründen eines Blickes gewürdigt. Aber es kam noch dreister. Padovani und

seine flotte Verehrerin schienen gerade Wöhlers Lieferwagen ins Auge zu fassen, denn sie gestikulierten entsprechend. Und als plötzlich des Hahnes Stimme vom Turm herabkrähte, fiel Proll fast die Wurst aus der Zange.

„Hallo, hallo – lieber Kamerad in der roten Schürze! Sei doch so gut und bringe uns mal eben deine beiden knusprigsten *Sticks* herauf ... Geht das in Ordnung?“

Im ersten Moment wollte Proll aufbrausen. Gerade er! Einem Padovani gefällig sein! Und sich zu der Herablassung auch noch ein Trinkgeld in die Pfote drücken lassen!

Doch dann durchfuhr ihn eine Art Erleuchtung, und er biß sich auf die Zunge. Vielleicht war es seine Chance! So rief er in gespielter Gleichmut zurück:

„Kein Problem. Kommt sofort!“

Während Proll unwillkürlich knurrte, hob Padovani dankend die Hand. Auch Wöhler nickte Proll wohlgefällig zu. Er hatte des Hohen Tieres Begehren natürlich mitbekommen und fühlte sich enorm geehrt.

Obwohl sich Proll mit seinem runden Tablett mit den beiden gefüllten Brötchen darauf bereits vom Grill entfernte, durchliefen ihn plötzlich heiße Wellen. Er hatte Mühe, das Tablett in der Waage zu halten. Jetzt wurden auch noch seine Hände feucht. Zum Knurren hämmerte sein Herz. Verdammt! Er mußte sich „am Riemen reißen“, schließlich war man unter Gäulen!

Auch der jungen Amazone, die den Treppenaufgang des VIP-Turmes bewachte, war Prolls Beauftragung nicht entgangen. Sie nickte ihm lächelnd zu und ließ ihn einspruchslos passieren. Armer Kerl! dachte sie. Was hat er denn nur für einen Frosch verschluckt? Sie blickte ihm nach und sah, daß er auch noch wie Espenlaub zu zittern schien. Vielleicht hatte er noch nie in seinem Leben einen prominenten Politiker bedient.

5

Belmosto lehnte wie alle an der Brüstung und blickte zum Start. Als er aus den Augenwinkeln heraus eine jähe Bewegung wahrnahm, die ungefähr in Kniehöhe ansetzte, war es schon zu spät. Padovani kippte mit einem Aufschrei über die Brüstung und stürzte in die Tiefe. Schreie von anderen Personen folgten, während sich Belmosto auf den mutmaßlichen Attentäter hechtete und Prat erstaunlich behende zur Tür rannte, um nötigenfalls eine Flucht zu verhindern. Zwar hatte Belmosto den Attentäter in der Klammer, doch leistete dieser nicht den geringsten Widerstand, sah man einmal von

einem merkwürdigen Knurren ab. Belmosto hatte ihn natürlich längst als den Wurstbräter mit der roten Schürze erkannt. Waffen konnte Belmosto nicht an ihm ertasten. Die beiden Brötchen mit den *Sticks* waren auf dem Teppich zerborsten. Draußen war die Hölle los. Aber auch in Belmostos Rücken erscholl Gebrüll. „Ein Verrückter! Dieses Schwein!“ Im Umwenden sah er einen vornehm gekleideten Herren auf sich zustürzen, der gleich noch andere Rachedurstige nach sich zog. Belmosto ließ Proll los, wehrte den ersten Faustschlag ab und rief schneidend: „Kriminalpolizei! Nehmen Sie sofort Vernunft an, sonst machen wir Pferdeäpfel aus Ihnen! Rino, habe ich recht?!“

Prat reagierte prompt. „Kriminalpolizei! Keiner rührt den Täter an, keiner verläßt den Saal!“ rief er von der Tür aus. Da der führende Rächer trotzdem noch auf Belmosto einhieb, weil dieser Proll deckte, legte ihn Belmosto kurzerhand aufs Kreuz. Das bewog die anderen Männer zum vollständigen Rückzug. Auch der Lärmpegel im Raum sank durch Belmostos Aktion deutlich ab.

Der Mann am Boden rieb sich seine Prellungen, gab sich aber noch nicht geschlagen. Er keuchte: „Verrückte, ich sage es ja! Wenn Sie von der Kripo sind, warum haben Sie dann das Attentat nicht verhindert? Und dann noch brutal werden! Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?!“

Belmosto musterte ihn für ein paar Sekunden stirnrunzelnd, dann griff er geistesgegenwärtig in seine Jacke, zog eine Visitenkarte heraus und überreichte sie dem Mann. Aus der Karte ging sein Beruf als Kriminalkommissar und die erlauchte Villengegend hervor, in der er dank des Grafen wohnte.

Prat grinste und rief von hinten: „Jetzt aber Schluß! Geben Sie bitte noch ein paar Minuten Ruhe, dann werden wir Sie nicht mehr behelligen.“ Er lehnte nach wie vor an der Tür und schickte strafende Blicke durch den Raum.

Der zu Boden Gegangene rappelte sich murrend wieder auf, wobei er sogar die Visitenkarte in seine Anzugjacke steckte. Die anderen Leute starrten teils aus dem Fenster zu dem Menschauflauf um den Gestürzten, teils auf Proll. Er hatte sich auf einen Stuhl sinken lassen und das Gesicht in seinen Händen vergraben. Sein Knurren ging einstweilen im Tumult unter. Die Schürze auf seinen Knien wirkte wie ein Leichentuch, obwohl oder weil sie rot war. Belmosto beugte sich aus dem Fenster und rief: „Ist der Rettungswagen alarmiert?“ Das wurde bejaht. Nun sah sich Belmosto im Saal um. Dieser verfügte sogar über ein Wandtelefon. Belmosto ging hin, vernahm ein Freizeichen und wählte seine Arbeitsstelle an. Der junge Bosc hatte Bereitschaftsdienst.

„Kriminalkommissar Belmosto. Auf der Rennbahn hat es eine kleine Handgreiflichkeit gegeben, lieber Kollege. Wir sind aber nur zu Fuß hier. Könntest du uns ein Taxi

schicken ..? Prima. Bitte zum VIP-Turm der Tribüne ... Nein, der Rettungswagen ist schon unterwegs ... Jawohl. Ende.“

Das Telefongespräch trug zur Disziplinierung der Anwesenden bei. Gleich darauf näherte sich der jaulende Rettungswagen. Ehe die Sirene zu laut zu werden drohte, verkündete Belmosto nach einem Blickwechsel mit Prat:

„Meine Damen und Herren, um die Zeit bis zum Eintreffen unsres Wagens zu nutzen, werde ich schon einmal beginnen, die Personalien der Augenzeugen aufzunehmen, so sie denn vorhanden sind. Wer hat den Ablauf der Tat verfolgt und stellt sich mir als Erster zur Verfügung ..?“

Wie sich ergab, war Prolls Zugriff von zwei Personen beobachtet worden. Offenbar war er geradewegs auf den Ex-Minister zugegangen, der ihm wie fast alle Anwesenden den Rücken zukehrte. Dann bückte er sich überraschend, ließ das Tablett fallen und umklammerte Padovanis Fußknöchel, um ihm so die Beine hochzureißen. Die beiden Zeugenausagen deckten sich.

Während Belmosto noch Notizen machte, ging unten die Sirene wieder los. Er tauschte mit Prat einen vielsagenden Blick. Sein Kollege hielt nach wie vor die Tür, um jetzt eher umgekehrt den Eintritt von Leuten zu verhindern. Wegen der Sirene wußten sie beide, Padovani konnte nicht oder noch nicht tot sein, durften doch Krankenwagen keine Leichen transportieren. Proll hatte sich inzwischen seiner albernen Schürze entledigt und anschließend rücklings auf dem Teppichboden ausgestreckt. Sie hatten keinen Grund gesehen, ihn daran zu hindern. Seine Augen waren bis auf einen Spalt geschlossen. Der hagere Schnauzbart wirkte schief, unzugänglich und ächzend wie ein alter Fachwerkbalken.

Bald darauf fuhr das Taxi vor. Belmosto klappte sein Notizbuch zu und gab Prat einen Wink. Sie baten Proll darum, sich zu erheben. Das tat er beinahe gelangweilt. Sie nahmen ihn in die Mitte und gingen hinunter.

6

Sie sperrten den Wurstbräter am Fohlenmarkt behelfsmäßig in eine Gefängniszelle des schmalbrüstigen Polizeigebäudes. In den Abendnachrichten war zu hören, die Krankenhausärzte hätten das Leben des „verunglückten“ Ministerialdirektors nicht mehr retten können. Wohl unabhängig davon traf Wachtmeister Sinibaldi am Montagmorgen auch den Häftling Proll als Leiche an. Er hatte sich mit Hilfe seiner Schnürsenkel am

Fenstergitter erhängt. Der Kriminalkommissar wurde noch am selben Tage angewiesen, Wachtmeister Michel Bosc eine Rüge zu erteilen, wegen der Schnürsenkel. Belmosto tat es, versicherte dem jungen Kollegen jedoch hinter vorgehaltener Hand, für den Wurstbräter Proll sei das sehr wahrscheinlich die angenehmste Lösung gewesen.

Der Vogelwart

Wenige Wochen nach dem Todessturz auf der Rennbahn, noch im Juni, ließ sich die Kripo einen flotten Renner von der Wasserschutzpolizei aus. Prat besaß die entsprechende Fahrerlaubnis. Da auf der Insel Pahl ein Erstochener liegen sollte, mußten sie sich sputen. Sie verzichteten sogar auf einen Arzt, denn der Mann, der sie alarmiert hatte, war immerhin studierter Ornithologe, sogar Doktor. Philippe Remur, auf der zweiten Silbe betont, war Vogelwart auf Pahl und auch schon der einzige ständige männliche Bewohner der naturgeschützten, schmalen und unwegsamen Insel. Sie maß in der Länge ungefähr sieben Kilometer. Sie sei zum Teil mit prächtigen alten Buchen bestanden, erfuhr Belmosto in einem eiligen Telefongespräch mit einem guten Bekannten von der *Balange-Post*. Von Remur wußte der Redakteur so gut wie nichts. Er liebe eben die Einsamkeit, wie so viele NaturschützerInnen. Eine alte Frau namens Johanna führe ihm den Haushalt und kümmerge sich auch um das kleine Gästehaus. Wie sich versteht, war Pahl für Touristen oder Wandersleute gesperrt, aber in Abständen mußte Remur die Gesellschaft von Berufskollegen in Kauf nehmen, die dann für ein paar Wochen ihren Forschungen nachgingen. Und genau hier lag jetzt der Hase im Pfeffer. In einem dornigen Dickicht unweit des Landungsstegs habe er zu seinem Entsetzen eine wohl noch frische Leiche entdeckt, teilte er der Kripo am frühen Vormittag telefonisch mit. Die lediglich anderthalb Kilometer vom Festland entfernte Insel war durch Unterwasserkabel an das korsische Strom- und Telefonnetz angeschlossen. Bei dem Toten, so Remur, handele es sich um den Ornithologen Oswalt aus dem Gästehaus, den er eigentlich schon mit den drei anderen derzeitigen Gästen abgereist glaubte. „So eine Schweinerei!“ bellte Remur und ließ offen, worauf er sein Urteil münzte. Belmosto sicherte ihm rasches Erscheinen zu und bestellte das Rennboot. Gleich darauf packten sie ihre Pistolen, dazu Handfesseln und den

notdürftigsten Kram zur Spurensicherung in ihren „Ermittlungskoffer“, wie sie das sperrige Ding aus dickem Schweinsleder zu nennen pflegten. Der Koffer paßte noch so eben in den Beiwagen ihres Gespanns. Prat mußte mit dem Rücksitz Vorlieb nehmen. Sie brausten zum Hafen.

Pahl lag rund 20 Kilometer weiter nördlich. Das müsse in 20 Minuten zu schaffen sein, meinte Prat, als sie in die offene See einschwenkten. Er gab Gas. Ein Unwetter schien nicht zu drohen. Der Kriminalhauptmeister hatte sich inzwischen mit einer echten beschirmten Kapitänsmütze geschmückt, natürlich nur wegen der Sonne. Belmosto lag in der kleinen Kajüte in der Koje und ging in Gedanken die möglicherweise zahlreichen Beweggründe durch, die einen verrückten Ornithologen veranlassen könnten, einen anderen verrückten Ornithologen aus der Welt zu schaffen. Am Telefon hatte Remur mit einer rauhen, nicht gerade sanftmütig wirkenden Stimme aufgewartet. Aber vielleicht war daran nur der Seewind schuld, kein dämonisches Wesen.

Der Vogelwart empfing sie bereits am Landungssteg. Vermutlich hatte er das Motorengeräusch vernommen. Die beiden kleinen Gebäude der Station lagen zur Linken auf einer kleinen Anhöhe. Im Rücken, gen Westen, wurden sie von einem Kiefernwäldchen geschützt. Der Tote liege auf der anderen Seite des Stegs, keine 200 Meter entfernt, teilte ihnen Remur nach der Begrüßung mit. Sie folgten dem Inselherrn.

Remur war der Längste von ihnen. Er hatte auch die breitesten Schultern, dazu leicht verwitterte, etwas mürrische Gesichtszüge, soweit das sein roter Kinnbart und sein abenteuerlicher Schlapphut erkennen ließen. Etwas Röte hatte sich auch auf seiner kräftigen Nase eingenistet. Vielleicht war er kein *Coca-Cola*-Fan, sonst wäre sie braun gewesen. Im übrigen hielt sich Belmosto zur Gerechtigkeit an. Fände man einen Erstochenen auf *seinem* Grundstück, hätte er wohl ebenfalls schlechte Laune, sagte sich der Kommissar.

Der Tote lag bäuchlings in dem Dornendickicht, das Remur schon erwähnt hatte. Das Messer steckte in seinem Rücken. Nach flüchtiger Untersuchung schätzten die Beamten die Todeszeit auf den frühen Morgen. Vielleicht war es noch dunkel gewesen. Wo Oswald getötet worden war, konnten sie freilich vorläufig unmöglich abschätzen. Man benötigte Zeugen oder Spuren.

Sie begnügten sich zunächst mit einer Musterung des Dickichts. Prat fiel ein Daumennagel großer Stoffetzen auf, für den wohl kaum der Neuntöter verantwortlich war, ein Singvogel. Prat zog das Läppchen vom Dorn, ging zu Remur und verglich es mit einer anscheinend frisch gerissenen Lücke in dessen blauweiß gestreiftem Fischerhemd, die ihm bereits beim Anmarsch aufgefallen war. Das Läppchen paßte.

Prat sah den Vogelwart fragend an. Der brauste prompt auf. Das sei doch kein Wunder! Schließlich habe er die mutmaßliche Leiche in Augenschein nehmen müssen. Er habe sie sogar leicht angehoben, um das Gesicht erkennen zu können. Es sei eben sein Gast Oswald gewesen, so eine Schweinerei!

„Aber Ihre anderen drei Gäste“, mischte sich Belmosto ein, „hatten die Insel schon nachweislich zwei Tage früher verlassen, sagten Sie uns, Herr Remur?“

„Ja, das sagte ich. Der Krämer, der uns immer mit dem Notwendigsten versorgt, hatte sie verabredungsgemäß abgeholt. Er hat ein Motorboot. Die Fährdienste für meine Gäste sind sein willkommenes Zubrot. Oswald war jedoch nicht aufzutreiben, und so legte der Krämer endlich ab, weil er schließlich noch etwas anderes zu tun hatte, als einem Gast von mir hinterher zu laufen.“

Prat hatte inzwischen den Griff der Mordwaffe nach Fingerabdrücken untersucht – erwartungsgemäß ohne Erfolg. Remur behauptete, das Messer vorher nie gesehen zu haben.

„Aber was Oswald angeht“, hakte Belmosto wieder ein, „sagten Sie uns, er sei noch am selben Tage quicklebendig bei Ihnen aufgetaucht, um sich nach der nächsten Rückreisemöglichkeit zu erkundigen. War es so?“

„Ja, sicher“, erwiderte der Vogelwart unwirsch. „Ich habe ihn auf den nächsten Liefertermin des Krämers vertröstet, und selbstverständlich versicherte ich ihm, bis dahin könne er sein Zimmer im Gästehaus weiter benutzen. Johanna werde sich um ihn kümmern.“

„Sie haben sich nicht bei ihm erkundigt, warum er sich verspätet habe oder was ihn noch auf der Insel hielte?“

„Richtig, habe ich nicht. Die ForscherInnen werden vom Vogelschutz-Verband ausgesucht und betreut, da habe ich mich nicht einzumischen. Gewiß fachsimpeln wir gelegentlich, aber das Private halte ich immer heraus.“

„Verstehe, Herr Remur.“

Belmosto und Prat tauschten vielsagende Blicke. Etwas mysteriös wirkte die Angelegenheit schon. Dieser Eindruck wurde von den Korallenmöwen und Austernfischern unterstrichen, die über den Wogen quiekten oder krächzten. Belmostos Bauchgefühl zufolge kam der Vogelwart aber trotz seiner Kauzigkeit eher nicht als Täter in Frage. Er sah ihn jetzt wieder an:

„Eine letzte Frage noch, einstweilen jedenfalls. Wir müssen ja erst einmal die Leiche versorgen; sie muß ins Kühlhaus und zur Gerichtsmedizin. Wie wahrscheinlich oder

unwahrscheinlich ist es, Herr Remur, daß sich noch dritte Personen auf Ihrer Insel aufhalten?“

Er dachte nicht lange nach. „Ziemlich ausgeschlossen, würde ich sagen. Was hätte hier einer schon zu suchen? Ringsum stehen Verbotsschilder. Gewiß gehe ich nicht täglich Streife, vor allem nach Norden zu den Klippen nicht, weil mir persönlich die Waldvögel eher liegen. Aber ich kenne die Insel wie meine Westentasche und hätte Anzeichen für BesucherInnen sicherlich bemerkt.“

Belmosto dankte ihm. Er hielt die Antwort für aufrichtig, zumal sie dem Vogelwart möglicherweise zum Nachteil gereichte. Dann bat er Remur darum, mit anzufassen. So trugen sie den Toten zu dritt zum Landungssteg.

Belmosto dachte dabei schon mit Grausen an die lästigen Ermittlungsarbeiten, die ihnen aller Voraussicht nach noch bevorstanden. Sie mußten den Krämer und vor allem die abgereisten Ornithologen befragen, Remurs Werdegang durchleuchten, die Haushälterin in die Mangel nehmen und die ganze Insel Schritt für Schritt nach Spuren abklopfen.

Plötzlich zuckten alle drei Leichenträger zusammen und zogen ihre Köpfe ein: in ihrem Rücken, wohl aus dem Unterholz jenseits des Dickichts, war ein Gewehrschuß abgegeben worden! Dann warfen sich Belmosto und der Vogelwart instinktiv hinter die nächsten Felsbrocken, nur Prat strauchelte, weil ihm die Leiche, die die anderen losgelassen hatten, auf die Schuhe gefallen war. Sekunden später folgte ein zweiter Schuß. Prompt fluchte Prat, faßte sich an den rechten Oberarm, ging zu Boden und machte sich hinter der Leiche so dünn wie eben möglich.

Als weitere Schüsse ausblieben, rief Belmosto seinem Mitstreiter mit unterdrückter Stimme zu: „Bist du verletzt, Rino?“

„Nicht ernsthaft, glaube ich. Ein Streifschuß. Aber was für ein Pech: unsere Waffen liegen oben vor dem Dickicht im Ermittlungskoffer!“

„Ja, wir sind Idioten! Haben Sie zufällig eine Waffe dabei, Remur?“

„Leider nicht. Meine Jagdflinte hängt im Haus.“

„Na prima ... Aber passen Sie auf, im Boot liegt noch eine Maschinenpistole, der Wasserschutz empfahl sie uns. Ich hole sie!“

Schon sprang der Kommissar auf. Er schlug ein paar Haken, hechtete sich vom Steg aus aufs Deck und robbte in die Kajüte. Alles blieb still. Nur die Vögel schrieten. Vielleicht waren sie von dem sportlichen Zweibeiner da unten begeistert.

Die Schnellfeuerpistole im Anschlag, lief Belmosto zu der Leiche zurück. Er beugte sich zu Prats rechtem Oberarm hinab, musterte die leicht blutende Streifwunde und versorgte sie mit Hilfe des bootseigenen Verbandskastens, den er sich unter den Arm

geklemmt hatte. Dann drückte er Prat die neue Waffe in die Hand und winkte Remur herbei.

„Gib uns Deckung, Rino. Wir schaffen inzwischen den Toten an Bord.“

So geschah es. Auch jetzt blieb weiteres feindliches Feuer aus. Dann kam Prat ebenfalls ins Boot. Sie saßen mehr oder weniger keuchend in der Kajüte, warfen grimmige Blicke zu dem Dornendickicht und berieten sich.

Im Ergebnis erklärte sich der Kriminalhauptmeister bereit, allein nach Porto Canto zu brausen. Er sollte die Leiche abliefern, sich auch gleich selber fachmännisch verarzten lassen, einen Wachtmeister vom Fohlenmarkt einladen und so bald wie möglich wieder auf der Insel erscheinen. Dann könnten sie die Insel zu viert durchkämmen, meinte der Kommissar. Bis dahin werde er sich mit Remur, dem Ermittlungskoffer und der Maschinenpistole im Haus des Vogelwarts verschanzen. Schließlich erfordere es schon der bürgerliche Anstand, Remur zu beschützen. Falls der Angriff nicht von einem Kumpanen vorgetäuscht worden war. So verfahren sie.

2

Kapitän Prat tat sein Bestes, hatte aber am Fohlenmarkt unnötigen Aufenthalt, weil Wachtmeister Sinibaldi seinen Kollegen Denis Cortot, der Prat begleiten sollte, erst suchen und zur Wache zurückbeordern mußte. Überdies schien es Prat geboten, vor der Abfahrt im Hafen das Rennboot aufzutanken. Kurz und schlecht, die beiden Polizisten trafen erst gegen 15 Uhr auf Pahl ein. Damit war es für ein Durchkämmen der Insel zu spät. Immerhin nutzten sie das frisch aufgetankte Motorboot aber dazu aus, die Insel langsam zu umfahren und dabei mit Hilfe ihrer Feldstecher zumindest die Strände beziehungsweise Klippen zu mustern. Sie entdeckten nichts. Ein geräuschloses Segelboot wäre sicherlich günstiger gewesen. Sie erblickten auch kein fremdes Boot, sodaß sie sich noch der Hoffnung hingeben konnten, der Feind sei auf der Insel festgenagelt.

Haushälterin Johanna empfing sie mit einem herzhaften Abendbrot. Sie hatte inzwischen auch schon die Betten in drei Gästezimmern bezogen. Sie selber wirkte freilich, gelinde gesagt, unterkühlt. Sie war um 60, hager und eckig. Ihr schwarzes Haar hatte sie zum Knoten aufgesteckt. Ihr schmales Gesicht glich einer Maske aus gegerbtem Leder, in der nur die dunklen Augen rollten. Sie gab auch so gut wie kein Tönchen von sich, beschränkte sich weitgehend auf knappes Nicken und Kopfschütteln. Davon mußte sie allerdings nach dem Abwasch, bei dem ihr die Besucher halfen, vorübergehend abgehen,

weil die Kripo sie zur Vernehmung gebeten hatte. Remur stellte sogar seine Schreibmaschine fürs Protokoll zur Verfügung. Als er eine Tischlampe anknipsen wollte, hielt ihm Cortot rasch den Arm fest. „Der Feind hat ein Gewehr, wie ich hörte“, erklärte der 38 Jahre alte Wachtmeister. „Wir sollten ihm keine Zielscheiben vor die Nase halten.“ Das schien Remur einzuleuchten. Bald darauf wurden in beiden Häusern die Fensterläden geschlossen.

Wie zu erwarten, trug Johanna zur Erleuchtung der Kripo kein Lumen bei. Witwe eines verunglückten Seemanns, hatte sie weder Kinder noch Gelüste nach Geselligkeit und Komfort. Von Streit zwischen den Ornithologen wußte sie nichts. Immerhin bestätigte sie Remurs Angaben zu der Abreise beziehungsweise zur Verspätung des bald darauf Erstochenen. Über Remur selber könne sie sich nicht beklagen. Nun ja, das war wohl eher Gefolgschaftstreue. Auch Remur mußte sich noch einmal befragen lassen und das von Cortot getippte Protokoll unterzeichnen. Außerdem wurde ihm eine bald halbstündige Unterweisung vor der Landkarte der Insel abverlangt, die in seinem Wohnzimmer an der Wand hing.

Wachtmeister Denis Cortot war ein kleiner, drahtiger Mann mit buschigen Augenbrauen. In der Filmbranche wäre er als Double für Charles Aznavour durchgegangen. Aber singen konnte er nicht. Dafür stellte sich am späteren Abend heraus, er beherrschte die Regeln des Doppelkopfspiels. Dasselbe galt erfreulicherweise für den Gastgeber. So vertrieben sie sich den Feierabend. Die Spielkarten zählten neben einem kleinen Steckschachspiel zum festen Bestandteil des Ermittlungskoffers der Kriminalpolizei von Porto Canto, den ja Belmosto im Verein mit dem Vogelwart vor dem Feind gerettet hatte. Remur bot in seiner Sofaecke emsig einen hochprozentigen Kräuterschnaps an, kippte freilich den Löwenanteil davon in den eigenen Rachen. Es war klar wie Klosbrüh, das braune Gesöff war sein Leib- und Magengetränk. Den Schlapphut trug er im Haus nicht. Dadurch konnte sich der häßlichste und billigste Kronleuchter Korsikas auf seiner Glatze spiegeln. Dabei war Remur, wie Cortot, noch keine 40.

3

Nach dem Frühstück wurde Johanna zunächst darauf eingeschworen, sich bei geschlossenen Fensterläden im Wohnhaus zu halten und niemandem die von innen verriegelte Haustür zu öffnen. Dann fuhren die vier Männer mit dem Polizeiboot zur

Südspitze der Insel und vertäuten es in der Hoffnung, keiner stehle oder zerstöre es, am dortigen Landungssteg. Sie verteilten sich auf Reihe und marschierten los.

Da die Insel im Schnitt keinen Kilometer breit war, hatten sie sich oft in Sicht- und immer in Rufweite. Zwei Stunden später ließen sie das Haus mit der eingesperrten Haushälterin hinter sich – ergebnislos. Das war allerdings zu erwarten gewesen.

Die erste Entdeckung meldete Wachtmeister Cortot, der sich an die Ostküste hielt. Remur, sein nächster Nachbar, lief zu ihm. Die Stelle lag lediglich 200 Meter vom Hauptlandungssteg und dem Fundort der Leiche entfernt. Die beiden Männer machten große Augen. Die Büsche waren an dieser Stelle zerdrückt, sodaß sie vor einer kleinen Lichtung standen. In dieser lag ein leeres Kanu.

„Sehr witzig“, sagte Cortot. „Und wo sind die Paddel?“

Sie brauchten sich nicht lange umzusehen, denn sie lagen an derselben Stelle, nur ein bißchen zerstreut. „Nicht aufheben!“ sagte Cortot. Dann fing er zu kichern an und drehte das eine oder andere Trümmerstück der beiden Stechpaddel nur mit dem Stiefel um. Remur staunte ebenfalls. „Demnach ist es ein *Kanadier*“, nickte er auf das unbeschädigte Kanu. „Ja“, stimmte ihm Cortot zu. „Ein Kanadier-Kanu mit zwei ehemaligen Stechpaddeln, die mutwillig zerbrochen worden sind. Die Bruchstellen wirken noch recht frisch.“

Sie gingen zu Belmonto und setzten ihn ins Bild. Er hörte stirnrunzelnd zu. Dann sagte er: „Na, immerhin. Ein Hoffnungsschimmer. Aber jetzt wirds brenzlig. Vorausgesetzt, die Leute sind noch da, sind es ja vermutlich mindestens zwei.“

Sie verständigten Prat, ihren „Linksaußen“, und zogen ihre Kette wieder auseinander. Über ihnen kreiste ein Raubvogel mit gegabeltem Schwanz. Cortot machte Remur darauf aufmerksam. Der sah kaum hin: „Rotmilan. Der horstet hier. Ein Steinadler wäre mir lieber.“ Die Suche wurde fortgesetzt.

4

Zwar waren Remur wiederholt unsachgemäße Wegspuren aufgefallen, aber sie konnten im schlimmsten Fall von seinen ornithologischen Gästen stammen. So wurden die Gesichter der Fahnder immer länger, je näher sie der felsigen Nordspitze der Insel kamen. Sie hatten nach wie vor keinen Zweibeiner erspäht. Die Insel verengte sich jetzt. Zur Linken war ihr allerdings ein großes Klippenfeld vorgelagert. Dort konnte sich aber kaum ein Mensch verbergen, es sei denn, er hätte Lungen wie ein Elefant. Zum Kap hin stieg das waldfreie

Gelände zunächst an. Für Vogelbeobachter war diese felsige, nur mit niedrigem Gestrüpp gespickte Kuppe sicherlich ein günstiger Aussichtspunkt. Den Fahndern dagegen bot sie abgründige Enttäuschung, als sie sich auf ihr trafen und unter sich nichts als etwas Kiesstrand und jede Menge Wasser erblickten.

Sie schwiegen eine Weile. Plötzlich verkniff der Kommissar seine Augen. Auf halber Höhe der Südseite der Kuppe blinkte etwas Blaues auf. Es lag in dem mageren Gras vor einem Heckenrosenstrauch. Er stieg hinab – es war die bekannte Zigarettenpackung von *Gauloises*. Sie war noch zur Hälfte gefüllt. Belmosto ließ sie unbetastet liegen, bückte sich aber trotzdem, um ein paar von den dornigen Rosenzweigen auseinander zu biegen. Schon erspähte er einen Felsspalt. Aus den Spuren im Strauch war zu schließen, daß er nicht der erste war, der hier hineinlinste.

Belmosto stieg nachdenklich zu seinen Mitstreitern zurück. Er schilderte ihnen seine Entdeckung. „Darauf hätten wir eigentlich auch schon ohne Fingerzeig der Tabakindustrie kommen können“, rieb er sich verlegen das Kinn. „Wo sollen die Leute wohl jetzt noch stecken? Ich sage es euch: hier!“

Damit stach er seinen Daumen nach unten, auf seine Stiefel. „Sie stecken im Berg, Kollegen – falls sie überhaupt noch auf der Insel sind. Hat er Höhlen, Remur?“

„Schon möglich. Darum habe ich mich bislang nicht gekümmert. Ich bin ja kein Fledermausforscher.“

Belmosto lächelte. „Also gut. Ich krieche jetzt einfach mal in den Rosenstrauch, und der Rest verteilt sich im Dreieck um die Kuppe. Vielleicht *gibt* es eine Höhle, und womöglich hat sie noch andere Ausgänge. Solltet ihr einen Schuß hören, seht ihr vielleicht einmal nach, wie es mir geht.“

5

Nach ungefähr 20 Metern fiel der kleine Lichtkegel von Belmostos Taschenlampe in eine Ausbuchtung des verwinkelten Ganges, den er entdeckt hatte. Dann stand er in einer mehr als mannshohen Grotte. Sie wirkte trocken und sah nach Campingplatz aus: Abfall, Lager aus Lärchenzweigen, Wasserkaraster, sogar eine Feuerstelle, die offensichtlich nicht von Neandertalern angelegt worden war. Zu dem Abfall zählten auch viele Muschelschalen. Aber der Platz war verwaist.

Belmosto suchte die Grottenwände ab – und fand den mutmaßlichen Fluchtweg der CamperInnen ziemlich rasch. Nun konnte er mit dem Zweifingerpfeiff glänzen, den er mit

Pratts Hilfe bereits vor Monaten eingeübt hatte. Die Grotte verstärkte ihn günstig; möglicherweise hatte ihn sogar Haushälterin Johanna vernommen.

Nach dieser Benachrichtigung zwängte sich Belmosto in den Fluchtgang. Kaum hatte er ein paar Schritte zurückgelegt, fiel draußen ein Pistolenschuß. Es war auf der Westseite der Kuppe, wo Prat Posten stand. Aha, dachte Belmosto, Prat hat einen Hasen aufgescheucht und gibt mir nun das verabredete Zeichen. Ich hoffe es jedenfalls.

Als der Kommissar wenige Minuten später aus einem anderen Rosenstrauch tauchte, sah er befriedigt, sein Hauptmeister und dessen herbeigeeilte Helfer, Cortot und Remur, hatten schon flink zugegriffen. Sie standen um zwei blonde jüngere Männer, die mit auf dem Rücken gefesselten Händen ziemlich zerknirscht auf dem Steilhang saßen. Das Gewehr der beiden konnte er nicht entdecken. Vielleicht lag es in einer anderen Höhle.

Belmosto trat neben Prat und musterte dessen Gefangene von vorn. Er kratzte sich nachdenklich unter der Krempe seines grauen Filzhutes. „Irgendwie, lieber Rino, kommen mir die beiden Burschen bekannt vor, obwohl ich sie garantiert nie gesehen habe.“

„Du sagst es“, erwiderte Prat lächelnd. „Sie haben schon Andeutungen gemacht. Es sind die beiden Perlenfischer von den drei Pinien.“

6

Im Laufe der Vernehmungen in der Polizeiwache am Fohlenmarkt verwickelten sich die Perlenfischer zunehmend in Widersprüche und griffen schließlich zu der bekannten Masche, die zuletzt blutigen Auseinandersetzungen mit Oswald zwar nicht mehr zu leugnen, jedoch dem jeweils anderen die Schuld daran in die Schuhe zu schieben. Das Versteck der von ihnen bereits gefischten Perlen verrietten sie vorläufig nicht. Beide hatten ja noch Hoffnung, glimpflich davon zu kommen und sich dann, nach zwei oder drei Jahren Zuchthaus, die Naturperlen allein unter den Nagel zu reißen.

Auf den Fundort Klippenfeld an der Westküste der Vogelschutzinsel waren sie erneut durch einen heißen Tip gekommen. Sie hatten schon eine Woche getaucht. Dann kam ihnen Oswald ins Gehege. Der hatte sich, statt seinen Blick an die dunkle Schwanzbinde des vergleichsweise seltenen Sturmtauchers zu heften, lieber der Beobachtung der zufällig erspähten blonden Perlenfischer gewidmet. Schließlich machte er sie auf die Illegalität ihres Aufenthaltes aufmerksam und schlug ihnen einen kleinen Handel vor – er wollte ein Drittel der Perlen. Oswald hatte sie natürlich in der Höhle nicht gefunden. Sie weigerten sich, und es kam zu einem Handgemenge, bei dem sie ihm, zwischen Klippen im

Wasser watend, sein Messer entwandten und ihn seinerseits erstachen. Zur Vertuschung schafften sie die Leiche per Kanu in jenes Dickicht an der Landungsstelle bei der Station. Der Verdacht sollte auf Remur fallen.

Der Schuß auf Prat wiederum entsprang einem Streit der beiden Blondes. Rolf wollte das Polizeiboot klauen und deshalb alle drei Leichenträger umlegen; Werner hielt das für idiotisch und viel zu waghalsig. Rolf feuerte dennoch einen Schuß ab, schon aus Trotz. Dann verdrückten sich die beiden lieber, nahmen freilich auch ihren inzwischen tief nagenden Groll aufeinander mit. Sie haßten sich offensichtlich schon seit Längerem. Ironischerweise war es ihnen nun nicht nur mißlungen, das Polizeiboot zu kapern; sie verloren auch noch ihr Leichentransport-Kanu, das sie in einiger Entfernung vom Landungssteg am Seeufer versteckt hatten. Dort stritten sie sich nämlich immer noch oder schon wieder, beförderten dabei ihre Flinte, die jeder für sich haben wollte, ins Wasser und hieben sich schließlich gegenseitig die Stechpaddel auf die Köpfe. Damit war ihnen die Flucht von der Insel verbaut. Notdürftig versöhnt, schlichen sie zu ihrer Höhle zurück.

Trotz seiner Entlastung wurde dem Vogelwart der ganze Zwischenfall in beruflicher Hinsicht zum Verhängnis: der Verband feuerte ihn, weil er seine Aufsichtspflichten vernachlässigt habe. Vielleicht erregte auch seine Vorliebe für Kräuterschnaps Anstoß. Der Krämer hatte gesungen, und die Kripo selber hatte ja auch einen gewissen Eindruck davon bekommen. Hüten Sie sich also vorm Saufen und vorm Tauchen.

Uhren mit Flügeln (Skizze)

In Porto Canto gibt es eine kleine Uhrenfabrik, die ausschließlich anspruchs- und entsprechend wertvolle Uhren fertigt. Plötzlich kommen, in gewissen Abständen, Diebstähle vor. Und zwar nicht durch Einbruch, vielmehr am hellichten Tag! Es fragt sich nur, ob das nicht zu schön sei, um wahr zu sein.

Jeder wird zunächst an das einzige Tor der Fabrik denken, aber im Pfortnerhäuschen ziehen zum Feierabend zwei verschieden geschlechtliche Knechte des Fabrikanten auf, die sämtliche Taschen der MitarbeiterInnen und dazu gleich auch diese selber durchsuchen dürfen – Leibesvisitation! Der Fabrikant erlangte die Genehmigung dafür, weil der Vater des Landrats ein alter Schulkamerad des Fabrikanten ist. Bei diesen Durchsuchungen geht es den weiblichen Mitarbeiterinnen sogar an die Büstenhalter. Also,

auf diesem Weg ist nichts zu machen. Zwar gibt es ein Stück Hofmauer, doch wer ein Päckchen über diese nach draußen würfe, fiel sofort auf. Somit hätten Prat und Belmosto mit diesem Fall eine echte harte Nuß zu knacken.

Leider ist bereits die Entwendung der Uhr innerhalb des Fabrikgebäudes schwer vorstellbar. Im Montagesaal sitzen die ArbeiterInnen im Oval an Tischen oder aufgereiht an einem Förderband. Hier eine Uhr vom Band zu klauen, wäre schwachsinnig, weil sie ja mehr oder weniger unfertig wäre. An die verpackte Uhr kommt jedoch keiner heran. Sie wird vom Schichtmeister, der am Ende des Bandes sitzt, sofort in eine abschüssige, Zugriffen entzogene Röhre gesteckt, die in den Tresorraum eins tiefer führt. Der dortige „Zählmeister“ nimmt sie aus dem gepolsterten Korb und trägt sie in sein Bestandsbuch ein. Ergo kommt für die Entwendung eigentlich nur der kurze Abschnitt zwischen Endmontage und Verpackung in Frage. Der liegt aber schon unter den Argusaugen des Schichtmeisters.

Möglicherweise wäre auch eine bereits verpackte Uhr bei der Auslieferung entwendbar. Mit dieser Phase hat aber unsere Diebin nichts zu tun. Sie sitzt am Montageband. Überdies hätte sie auch noch die Verpackung am Hals.

Vielleicht könnte der Schichtmeister als Achillesferse erhalten. Auch er muß ja einmal aufs Klo oder wegen Ermüdung abgelöst werden oder sich die erkältete Nase schneuzen. Hier liegen Sekunden, in denen die Diebin zuschlagen könnte. Somit müßte sie in der Endmontage sitzen. Nur wäre sie so der Gefahr ausgesetzt, von benachbarten Kollegen ertappt zu werden. Es fragt sich zudem, ob man als Schichtmeister vielleicht einen Blinden nehmen soll, fiel ihm doch totsicher die Lücke auf dem Band auf.

Die Möglichkeit, ihm eine Attrappe unterzujubeln, die erst bei der Auslieferung oder gar erst beim Kunden ans Licht käme, entfällt leider, weil es selbstverständlich die Hauptaufgabe des Schichtmeisters ist, jede eingetroffene Uhr aufzuziehen und festzustellen, ob sie auch einwandfrei funktioniert.

Wenn Sie mich fragen, ist das Problem der Diebin unlösbar. Damit kann mein hübscher Einfall zum Abtransport des Diebesgutes auf den Schrott geworfen werden. Der Einfall ging so:

Von ihrem Gatten sitzengelassen, hat sich Lolitas Tante zähneknirschend in der Uhrenfabrik verdingt. Dort gibt es selbstverständlich scharfe Kontrollen. Sie und ihre verwaiste Nichte verfallen jedoch auf den Trick mit dem Kinderwagen. Lolita schiebt ihn zur verabredeten Zeit durch den schmalen Park, der auf der einen Längsseite an die Fabrik, auf der anderen an Tennisplätze stößt, und eben auf dieser Fabrikseite geht die Tante gern aufs Klo, dessen Fenster auf den Park weist. Sie wirft einen Tennisball nach draußen, der genau im Kinderwagen landet. Das haben die beiden natürlich geübt. In dem

geschickt durchgeschnittenen und dann wieder kaum sichtbar verschnürten Tennisball liegt die gestohlene Uhr.

Ich hoffe, Sie sind begeistert. Auch die Kripo von Porto Canto drückt wieder vier Augen zu, hat sie sich doch vergewissert, daß die Beute beziehungsweise die Kohle vom Hehler nicht für Luxuswaren aus dem Fenster geschmissen wird, sondern der Ausbildung der 17jährigen Lolita dient. Sie will eine Pantomimeschule besuchen, wie einst die Rote Zora. Korsika ist arm.

Ein Jammer ist mein Verzicht umso mehr, als sich der Tennisball unter Umständen auch dazu anbot, verwechselt zu werden. Auf dem häuslichen Küchentisch der beiden Frauen geöffnet, offenbart ihnen der Tennisball diesmal gähnende Leere. Entsprechend lang sind ihre Gesichter. Dafür schimpft eine Madame von dem Tennisverein am Park über das verdammte Gewicht des Tennisballs, den freundlicherweise jemand über das hohe Netz am Zaun auf den Platz zurückgeworfen hat. Der Platzwart öffnet ihn. Jetzt schimpft keiner mehr. Sie schlagen sich vielmehr um die Uhr.

Pony-Pizza

Ja, Korsika war arm. Dies stellte freilich kein Ärgernis für einige Land-, Bank- oder Fabrikeigentümer dar, wie dem Grafen durchaus klar war. Von daher konnte es Belmosto nicht verblüffen, als ihm sein Vermieter eines Samstagabends bei einer Flasche guten Rotweins eine flotte Geschichte aus dem Umkreis der Ranch am Mufflonfelsen erzählte. Selbstverständlich tat es der Graf unter dem Siegel größter Verschwiegenheit, denn die Angelegenheit war noch nicht verjährt.

Durch den Brief eines mutigen Schullehrers erfährt Rancherin Zazzi verblüfft, sie hat einen kleinen Neffen. Der saß ursprünglich im Waisenhaus des Ostküsten-Städtchens Solenzara, wurde aber anscheinend, mit anderen Zöglingen, von einem Fabrikanten geködert oder gekapert, um auf einem ummauerten ländlichen Anwesen am Fuße des Monte Inducine für ihn Teppiche zu knüpfen. Die Kinder würden wie Sklaven gehalten, dabei unter anderem von scharfen Hunden bewacht. Der Lehrer aus Solenzara warnt, die Gegend sei fest in der Hand von wenigen Grundeigentümern. Gerechtigkeit gebe es nicht. Falls Zazzi ihn, Steuben mit Namen, aufsuche, müsse sie es heimlich tun.

Günstigerweise kann Viehhirtin Zazzi mit allerlei Waffen umgehen, darunter Lasso und Bogen. Nun überredet sie ihre Mitkommunarden Lech und Kopernikus, einmal am

Monte Inducine nach dem Rechten zu sehen. Lech war früher Bäcker; Kopernikus Kirchenmusikstudent, daher dessen Spitzname. Er guckte gern in die Luft. Zazzi, die anerkannte Chefin des Unternehmens, nimmt ihren Bogen mit, weil sie ahnt, er könnte sich als nützlich erweisen. Dafür fehlt es jedoch an Reisegeld. An dieser Stelle war offenbar der Graf als Spender eingesprungen. So fahren die Drei mit der Eisenbahn bis Ajaccio, und von dort aus mit einer Mietkutsche quer durchs Gebirge nach Solenzara. Steuben weiht sie in Einzelheiten ein, soweit er darum weiß. Ansonsten müssen die Drei das Anwesen erst einmal ausspähen. Die beiden riesigen zottigen Köter scheinen wirklich die größte Hürde zu sein. Sie schnüren nachts über den Fabrikhof, von der freistehenden Baracke der rund ein Dutzend Kindersklaven nur durch einen Maschendrahtzaun getrennt. Hier dürfen sich die TeppichknüpferInnen auf ein paar Quadratmetern die Beine vertreten oder ihre eigene Latrine aufsuchen. Die Fabrikmauer ist fast drei Meter hoch. Der Fabrikant wohnt mit seiner sogenannten Haushälterin im Torhaus. Es gibt natürlich noch ein paar Angestellte auf diesem Hof, aber die schnarchen nachts, wie auch der Boß selber. Er verläßt sich vor allem auf die Hunde.

Zazzi nimmt im Walde sofort wieder ihr Bogentraining auf. Die anderen besorgen mit Steubens Hilfe einen Planwagen mit drei Zugpferden. Ferner Proviant und, für alle Fälle, auch ein paar Flinten. Schon in der zweiten Nacht schießt Zazzi per Pfeil eine Botschaft zur Baracke. Sie ist zwar an Sam gerichtet, den Neffen, doch die Drei sind inzwischen entschlossen, gleich das ganze Dutzend Kinder zu befreien, wenn sie schon einmal den weiten Weg nicht gescheut haben. Der Zettel fordert zum Wachdienst auf und beschreibt den Eulenruf, der die Stunde des Ausbruchs anzeigen soll. Zazzi muß noch drei Nächte bangen, bis ihr der Himmel, den Kopernikus eifrig beschwor, hinreichend helles Mondlicht beschert. Bald nach Lechs Eulenruf schaltet sie die beiden über den Hof streunenden Wachhunde aus. Unweit der Mauer in einem Baum versteckt, schießt sie zunächst einen saftigen Köder in den Hof, dann setzt sie zwei Blattschüsse, die das drohende Bellen im Rachen der Köter ersticken. Die AngreiferInnen warten 10 Minuten, dann eilen Lech und Kopernikus mit der langen Leiter herbei. Auf der Mauerkrone hockend, lassen sie die Leiter innen wieder zu Boden. Sie schneiden den Maschendraht auf, sodaß die Kinder ihren Käfig verlassen und die Mauer erklimmen können. Dann steigen sie ins Gras hinab. Sie werden von den beiden Männern zu dem versteckten Planwagen geführt. Die Leiter lassen sie vorher mit einem Stups auf den Drahtzaun der nun entvölkerten Baracke sinken, ehe sie selber in nahe Sträucher springen. Jetzt setzt Zazzi in rascher Folge mehrere Brandpfeile ab, ehe sie ihren Baum verläßt. Leiter, Baracke, Teppichlager und so weiter stehen im Nu in Flammen. Zazzi haut ab, hangelt sich auf den

bereits anfahrenden Planwagen und läßt sich von ein paar Kindern tüchtig feiern. Die anderen Kinder sind noch zu verzagt.

Allerdings tritt der Wagen nicht die Rückreise zu den Blauen Bergen an. Die drei RancherInnen sind nämlich inzwischen auf den Geschmack ans Abenteuern gekommen; nebenbei hätte die Ranch unmöglich einen Schlag von möglicherweise sogar behördlich gesuchten Kindern verkraften können. Sie führten entsprechende Telefonate mit der Ranch und ließen sich gleichsam beurlauben. Dann lenkten sie ihren Planwagen nach dem südlichen Hafenstädtchen Porto-Vecchio und von dort aus, huckepack auf einer Fähre, nach Sardinien.

Wie sie später brieflich von Steuben erfahren, hatten die Fabrikleute alle Hände voll zu tun, die Musterzeichnungen (Patronen) fürs Teppichknüpfen, die Wertsachen aus dem Torhaus oder wenigstens sich selber zu retten. Sie nahmen die Verfolgung der Rebellen gar nicht erst auf. So hatten die drei Erwachsenen und 11 Kinder Muße, unterwegs Zukunftspläne zu schmieden. Man einigte sich auf den Vorschlag des Ex-Bäckers Lech, auf der großen Nachbarinsel eine Bäckerei nebst Gehöft zu erwerben, um einen kooperativen Betrieb der Nahrungs- und Genußmittelbranche in Gang zu setzen. Sie schafften einige kleine, hurtige Pferde an, und binnen weniger Wochen war *Pony-Pizza* schon kreisweit buchstäblich in aller Munde. Die Kunden, die in der Bäckerei vorsprachen, erhielten einen Zettel mit der vorraussichtlichen Ankunftszeit ihrer Pizza, der auch gleich die Quittung für die geleistete Vorkasse war. Es funktionierte prima. Das Kind, das gerade an der Reihe war, warf sich mit der in Ölpapier und Schafspelz eingeschlagenen Pizza auf das jeweils ausgeruhteste Pferdchen, und ab ging die Post.

Wie sich versteht, hatten die Kinder auch beim Backen, Putzen und in den Ställen mitzuhelfen. Sie wechselten sich immer schön ab. Auch die Erwachsenen, die rasch um ein paar einheimische Frauen anwuchsen, durften nicht auf der faulen Haut liegen oder etwa Banken überfallen gehen. Im Hof stand für alle ein großer, in Sandstein gefaßter Brunnen, in dem man sogar baden konnte. Die Lieferzeiten berechneten Zazzi oder Kopernikus am Bäckereitresen so, daß keine Hetze aufkam. Gleichwohl hat es nie einen schnelleren und zuverlässigeren Pizza-Lieferdienst gegeben. Es war ja sowieso der weltweit erste.

Belmosto meinte nur, in einer Hinsicht wäre ihm persönlich die Sache doch zu heiß gewesen. „Wissen Sie, was die SardinerInnen im Hochsommer für eine Hitze haben, Herr Graf? Im Schnitt fast 30 Grad. Und dann noch Tag für Tag Pizza backen!“

Der Graf schlug alternativ *Pony-Eis* vor. Mit Kühltaschen.

Frau Nat wird eingestellt

Im Dorf Sinto war eine 73jährige Rollstuhlfahrerin um ein Haar erdrosselt worden. Sie kam nach Porto Canto ins Krankenhaus. Ihr Schwiegersohn Biancarelli kam gleich mit, allerdings im eigenen Wagen. Er fuhr zum Fohlenmarkt, schloß das Schiebedach seiner weinroten Limousine von *Chrysler* bis auf einen Spalt und klingelte bei der Polizei. Sinibaldi schickte ihn in den ersten Stock.

Belmosto und Prat boten dem Herrn im gepflegten hellgrauen Anzug den Besucherarmlehnstuhl an. Kaum saß er, senkte er seinen Blick. Nach einer Weile seufzte er aber und teilte den Beamten mit leiser, unaufdringlicher Stimme mit: „Ich habe meine Schwiegermutter gewürgt. Mit den Händen, am Hals. Und zwar wegen der ewigen Schreierei, müssen Sie wissen. Ich war wie von Sinnen, ohne Frage. Aber ich hielt es einfach nicht mehr aus. Nun ja – sie war ja wohl auch von Sinnen, oder finden Sie nicht?“

Die beiden Beamten sahen sich stirnrunzelnd an und räusperten sich erst einmal. Dann erkundigte sich Belmosto: „Lebt ihre Schwiegermutter noch, Herr Biancarelli?“

„Ach, richtig“, erwiderte er verlegen, „Sie sind ja gar nicht im Bilde, entschuldigen Sie bitte. Ja, sie lebt noch, ich hoffe es jedenfalls. Sie liegt hier im Krankenhaus ... Also, wenn ich vielleicht kurz berichten darf ..?“

Wir flechten gleich ein paar Angaben ein, die Prat etwas später vor Ort einsammelte. Frau Danielle Nat war schon lange Witwe. Sie hatte sich immer gern um ihren Haushalt gekümmert. Als sie jedoch nach einem Schlaganfall in den Rollstuhl kam und zunehmend Anzeichen von Verwirrung zeigte, nahmen der Schwiegersohn, ein wohlhabender Bauunternehmer, und dessen Gattin Liz sie in ihr Haus. Dort durfte sie leider nicht mehr im Haushalt mithelfen, weil sie zu viel falsch machte und in ihrer grobgehauenen Erscheinung auch zu ungünstig auf Gäste gewirkt hätte. Schwer und gestaucht in ihrem Rollstuhl hockend, habe sie fast einer grauhaarigen Bulldogge geähnelt, meinte ein Bauer aus dem Dorf zu Prat. Sie wurde ja gelegentlich spazierengefahren. Bei den Biancarellis stand ihr freilich durchaus mehr als eine Hundehütte zur Verfügung. Sie bekam ein eigenes geräumiges Zimmer im Dachgeschoß, wo sie auch auf dem langen Flur herumfahren konnte. Nur konnte sie nicht ohne Hilfe ins Badezimmer fahren, um dort aufs Klo zu gehen – und das mußte sie, angeblich, sehr oft. Also habe sie mindestens alle anderthalb Stunden nach unten geschrieen: „Ich muß auf Toilette! Ich muß auf Toilette!“, erzählte der Bauunternehmer mit gequälter Miene. „Der reinste Terror, Herr Kommissar,

das können Sie mir glauben. Das Küchenmädchen hörte es; die Kunden, mit denen ich in meinem Büro saß, hörten es; ja die halbe Straße hörte es! Und wissen Sie, was der Witz daran war: Rannten meine Frau oder ich dann schließlich entnervt hinauf, um sie zur Kloschüssel zu fahren und ihr beim Abstreifen der Kleidung zu helfen, waren die Einlagen meiner Mutter, die sie leider tragen mußte, in der Regel trocken und sauber! Ich wiederhole: fast immer! Sie ‚mußte‘ also keineswegs. Es war nur Einbildung. Und wegen dieser Hirngespinnste terrorisierte sie nun das ganze Haus.“

Belmosto verkniff seine Augen, weil er nicht sicher war, sich unter „Einlagen“ das Richtige vorzustellen, und hakte nach. „Das sagt man zu den Windeln“, erläuterte der Bauunternehmer. „Fachsprache, wissen Sie ..?“

Darauf sahen sich die beiden Beamten erneut erstaunt an. Prat sagte sich im Stillen, mit dem „Fachbegriff“ würden vermutlich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Er nähme der Angelegenheit für beide Seiten die Peinlichkeit und vermeide es zudem, eine Greisin zum Säugling herabzustufen.

Biancarelli sprach gleich weiter. Zu jener Einbildung seiner Schwiegermutter habe ihm die Hausärztin einmal erklärt, das Gebrüll sei vielleicht kein Wunder. Man müsse sich einmal die Einsamkeit und die Überflüssigkeit der Greisin vorstellen – wie sie sie jedenfalls empfinden dürfte. In ihrem Rollstuhl durch Zimmer und Flur irrend, suche sie vermutlich nur ein bißchen mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung. Somit habe sie in den hartnäckigen Rufen nach der Toilette das erpresserische Werkzeug gefunden, um sich diese Beachtung etliche Male am Tag zu verschaffen, habe ihnen die Hausärztin versichert. Aber ob sie nun recht hätte oder nicht, schloß Biancarelli: „Was sollen wir denn noch für meine Schwiegermutter tun? Sollen wir ihr den ganzen Tag Händchen halten? Da bin ich in wenigen Wochen bankrott, Herr Kommissar, und zwar in zweierlei Hinsicht!“

Die Beamten unterdrückten ihren Wunsch zu schmunzeln. Belmosto lehnte sich zurück und hob leicht die Arme an. „Es wird Sie hoffentlich nicht kränken, Herr Biancarelli, wenn ich feststelle, wir sind hier keine Erziehungsberatungsstelle. Vielleicht wenden Sie sich einmal an den Psychiatrischen Dienst oder an einen Pfarrer oder an ein Altenheim. Dort wird man sie gern beraten, dafür sind diese Stellen schließlich da.“

Der Bauunternehmer nickte. „Ja, das stimmt.“

„Was nun Ihre mehr oder weniger heftige Handgreiflichkeit angeht, Herr Biancarelli, neige ich zu der Annahme, sie könnte unter uns bleiben. Natürlich müssen wir uns selber noch ein Bild machen und einen kurzen Bericht für die Staatsanwältin verfassen. Vielleicht könnten Sie freundlicherweise Herrn Prat gleich mitnehmen, damit er sich in Ihrem Hause etwas umsehen kann. Er läßt sich dann von einem Taxi wieder in die

Stadt bringen. Wir haben zur Stunde leider keinen Wagen im Hof. Die Polizei ist arm, Herr Biancarelli. Auf Ihrem Hof stehen vermutlich mehr Fahrzeuge“, zwinkerte der Kommissar.

Der Scherz tat Biancarelli offensichtlich gut. Er erklärte sich mit allem einverstanden, schüttelte dem Kommissar die Hand und wies dem Hauptmeister einladend den Weg zur dessen eigener Bürotür.

2

Von dem US-Schlitten, in dem man wie auf Wolken thronte, noch tief beeindruckt, mußte Prat zunächst Gattin Liz die Hand geben, die bereits in der Haustür stand. Von ihr hatte er schon nach 30 Sekunden den Eindruck, sie sei eher das Gegenteil der Limousine. Die keineswegs häßliche, schlanke Frau hätte eher in die Werkzeughalle des Bauunternehmens gepaßt, als Beißzange. Zum Bauunternehmer erfuhr er später von verschiedenen Zeugen, er sei vielleicht gelegentlich jähzornig, sonst jedoch gutherzig. Das versicherten sie dem Kriminalhauptmeister ausnahmslos. Er besichtigte das Dachgeschoß, lehnte dankend Kaffee ab und bat ein Bürofräulein darum, ihm ein Taxi zu bestellen. Selbst das bot immer noch mehr Komfort als der klapprige *Käfer* der Polizei.

Im Kreiskrankenhaus eingetroffen, wurde Prat in ein Vier-Bett-Zimmer geführt. Auch Frau Nat, die Mutter der Beißzange, gab dem Besucher die Hand. Sie wirkte weder erstaunt, weil der Arzt etwas von einem städtischen Beamten gemurmelt hatte, noch wütend wegen des heimatlichen Würgeengels. Ihr Hals war mäßig verbunden. Der Arzt hatte Prat versichert, es sei nichts zerstört; die Patientin könne spätestens übermorgen wieder entlassen werden. Prat setzte sich für eine Weile an deren Bett, um ihre gute Laune auszunutzen. Selbstverständlich übergang er den Vorfall, der sie hierher geführt hatte. Er lenkte im Gegenteil geschickt auf ihre Jugendzeit, die streckenweise recht „hart“ gewesen sei, wie er gehört habe. Sie sprach offensichtlich gern von früher. Sie streifte sogar lustige Schneeballschlachten in dem Bergstädtchen, wo sie, als Waisenkind, in eine sogenannte Erziehungsanstalt gesteckt worden war. Dort herrschten schmale Kost und strengste Zucht. Es hagelte Verbote, Erniedrigungen, Strafen. Das dürfte in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg gewesen sein. Schon zum Wecken sei die Frau des Heimleiters mit der Rute im Schlafsaal der Mädchen aufgetaucht. Alle mußten ihre Betten aufdecken. Wehe, ein Mädchen hatte sein Bett naßgemacht! Dann setzte es Prügel. Und das ohnehin karg bemessene Frühstück fiel für die „Versagerinnen“ an diesem Morgen aus. Ihr Bett jedoch sei niemals naß gewesen, versichert Frau Nat mit einer Genugtuung, die auf ihren

Besucher ziemlich niederschmetternd wirkte. Aber dann plauderte sie auch von manchen Streichen, die einige Mädchen gern ausgeheckt hätten. Das schien sie noch heute zu belustigen. Sie lächelte verschmitzt – und nach zwei oder drei Minuten, in denen auch Prat eine Jugendgeschichte zum Besten gab, war sie eingeschlummert. Prat ging zur Stationschwester und verabschiedete sich.

Er entschloß sich, zu Fuß zu seiner Dienststelle am Fohlenmarkt zurück zu gehen. Das konnte seiner Figur nicht schaden. Sein Chef war im Büro und ließ sich einen Abriß seiner Ermittlungen geben. Bei der Geschichte vom Bettnässen in der Erziehungsanstalt stutzte Belmosto und hob die Brauen. Als Prat geendet hatte, sagte Belmosto nachdenklich:

„Sollte hier vielleicht eine erstaunlich nachhaltige Strafandrohung vorliegen? Über Jahrzehnte hinweg? Die Windeln der Greisin müssen unbedingt trocken bleiben, sonst kriegt sie gleichfalls eine auf den Deckel wie damals die Bettnässerinnen? Kann das sein?“

„Ja“, nickte Prat erfreut. „Ich dachte auch schon in diese Richtung. Demnach könnte hinter Frau Nats hartnäckigen Rufen nach der Toilette die Angst stecken, sie könne gleichwohl versagen. Das muß unter allen Umständen vermieden werden, droht doch andernfalls Liebesentzug, wie die FreudianerInnen sagen. Den kennt sie ja vermutlich als Waisenkind nur zu gut.“

„Sigmund Freud?“

„Unfug! Den Liebesentzug.“

Belmosto grinste und wog sein Haupt. „Vielleicht hast du recht, Rino. Aber wie deckt sich das mit der Theorie der Hausärztin, sie brülle nach Aufmerksamkeit, weil sie sich alleingelassen und nutzlos fühle?“

„Na, das ergänzt sich doch sogar, oder findest du nicht?“

Belmosto sah auf die Wanduhr und winkte ab. „Weiß der Teufel, Rino. Wir sind ja hier nicht der Psychiatrische Dienst, wie ich heute vormittag schon feststellte. Wir sollten vielleicht noch die mutmaßliche Steuerhinterziehung im Notariatsbüro Foccart erörtern. Zieh mal die Akte raus, bitte.“

3

Prats Eindruck von der Unbekümmertheit des gewürgten Opfers stellte sich bereits anderntags als Täuschung heraus. Sie fing wieder mit dem Gebrüll nach der Toilette an und brachte innerhalb von zwei Schichten bald ein Dutzend KrankenpflegerInnen zur

Verzweiflung. Als sich am Tag darauf das Ehepaar Biancarelli im Krankenhaus blicken ließ, beschimpfte Frau Nat es und verstieg sich sogar zu einem Ausruf, der kaum Zweifel daran ließ, daß sie sich stark vernachlässigt, zudem gedemütigt fühlte: „Dann nehmt mich doch endlich und steckt mich in einen Sack und werft mich ins Wasser!“

Jedenfalls schien der Übergriff des Schwiegersohnes und der Herausriß aus ihrem Dachgeschoß allgemein ihre Unruhe und Verwirrtheit zu steigern. Das Ehepaar beriet sich mit den beiden Ärzten der Station. Man kam überein, beim Amtsgericht schleunigst die „Einstellung“ in einer anderen Klinik zu beantragen. Die Genehmigung ging nach drei Tagen ein. Vermutlich hatte die unterzeichnende Amtsärztin in fünf oder acht Minuten „nach Aktenlage“ entschieden. Darauf wurde Frau Nat im Krankenauto zur sogenannten Psychiatrischen Klinik geschafft.

Hier wurde sie nun über einige Wochen hinweg mit Medikamenten „eingestellt“, die ihre Ängste und Aggressionen dämpfen sollten, ohne Frau Nat völlig „abzuschießen“. Das zweite war der inoffizielle Fachausdruck der Pflegekräfte für eine Medikation, die für radikale Ruhigstellung sorgt. Mit der schließlich gefundenen richtigen Dosierung und Mischung waren auch Frau Nats Schreie nach der Toilette zu einem erträglichen Maulen verdünnt – erträglich für die anderen. Dann durfte Frau Nat, mit Einverständnis der Biancarellis, in die sogenannte Demenz-Abteilung des Städtischen Altenheims wechseln.

Anständigerweise setzte der Bauunternehmer die Kripo von dieser Entwicklung telefonisch in Kenntnis. Nach zwei Wochen läßt es sich Prät nicht nehmen, einmal bei Frau Nat vorbei zu schauen, da er sowieso gerade in der Gegend des Altenheims zu tun hat. Er spricht mit einigen Pflegekräften. Ein junger Lockenkopf schildert unverblümt, durch die „Einstellung“ in der „Klapse“ sei Frau Nat zum Beispiel noch eben imstande, sich im Toilettenraum – mit Unterstützung der jeweiligen Pflegekraft – am Waschbecken emporzustemmen und für ein paar Sekunden auf den Beinen zu halten. Statt nur zu schlafen, hocke sie bei der Gruppen-Beschäftigungstherapie in ihrem Rollstuhl an dem ausge-dehnten Tisch, um abwechselnd zu dösen oder harmloses, wirres Zeug vor sich hin zu brabbeln. Selbstständig essen kann sie nicht mehr. Die Mahlzeiten müssen ihr durchweg „angereicht“ werden – das Wort Füttern ist im Altenheim streng verpönt, weil es nicht sein darf, daß ein alter Mensch durch Gebrechlichkeit oder Arznei zum hilflosen Kleinkind gestempelt wird.

Da Frau Nats Gruppe gerade in einer dafür bestimmten ausgedehnten Flurnische „tagt“, nimmt der Kriminalhauptmeister unweit einer Zimmerlinde auf einem Sofa an dem großen Fenster Platz und sieht dem Gruppenleben für ein Viertelstündchen zu. Den dicken, wenn auch zivil gekleideten Polizeibeamten hat Frau Nat nicht wiedererkannt.

Gegen die Nische ist nichts zu sagen. Sie ist durchaus von Sonnenlicht erhellt; man könnte denken, das getüpfelte gelb-bräunliche Linoleum sei ein Badestrand. Die Zimmerlinde ist gut gewässert. Die sieben oder acht Gruppenmitglieder sitzen an einem großen, ovalen Tisch. Man singt unter anderem beliebte Volkslieder. Frau Nat in ihrem Rollstuhl, „die Neue“ also, bewegt bestenfalls stumm ihre Lippen. In ihrer früheren Wohnung hatte sie auch bei der Hausarbeit immer viel gesungen. Anfangs beteiligte sich Frau Nat noch erfolgreich am „Wäschelegen“, wie Gruppenleiterin Rosel dem Besucher erzählt hat. Es bewähre sich gerade bei sehschwachen verwirrten Greisinnen. Rosel setzt Frau Nat einen Haufen aus ungebügelten Waschlappen und kleinen Handtüchern vor; nun wäre es Frau Nats Aufgabe, diese Wäschestücke zu glätten, zu falten und zu stapeln. Doch inzwischen schafft sie selbst das nicht mehr, wie Prat mit eigenen Augen sieht. Die Arznei scheint zu wirken. Die etwas klobige, kurzfingerige Hand von Frau Nat gleitet von dem Wäschestapel ab und verschwindet wieder auf ihrem Schoß.

Wie es aussieht, führt Frau Nat in diesem Altenheim ein Dämmerleben, sagt sich Prat, während er Rosel mit einer Handbewegung dankend grüßt und sich Richtung Treppenhaus entfernt. Hält sie noch zwei Jahre durch, wird ihr der Bürgermeister von Porto Canto zum 75. Geburtstag gratulieren.

Der Hochsitz

Der Otterbachsteich lag jenseits der Rennbahn vor einem Wald. Dort entdeckte ein Dauerläufer an einem frühen Novemberabend einen offenbar schwer verunglückten Mann. Dessen Hund umstrich jaulend einen Hochsitz, der unweit des Teichs am Waldrand stand. Das heißt, jetzt stand er nicht mehr. Der Hochsitz war zusammengebrochen. Aus dem Hund und der Kleidung des unter den Trümmern liegenden Opfers schloß der Dauerläufer auf einen Jäger. Er rannte gleich zur nahen Rennbahn, weil dort eine Telefonzelle stand, und benachrichtigte die Polizei. Da er meinte, der Verunglückte atme noch schwach, alarmierte Wachtmeister Sinibaldi zunächst einen Rettungswagen, dann bat er den Kollegen Bosc, sich in den *Käfer* zu werfen, um wenigstens noch ein paar Fotos zu machen und den Unglücksort abzusperren. Die Dämmerung war nämlich bereits hereingebrochen, und die Kripo war sowieso nicht mehr im Haus.

Wie die Kripo am nächsten Morgen erfuhr, war der verunglückte Immobilienhändler und Jäger Carlo Fesch, 53, noch am selben Abend im Kreiskrankenhaus gestorben.

Kollege Bosc behauptete, im Scheinwerferlicht des *Käfers* habe der zusammengebrochene Hochsitz nicht gerade morsch gewirkt. Er legte Belmosto die bereits entwickelten und abgezogenen Fotos auf den Tisch. Der Kommissar musterte sie mindestens eine Minute lang. Dann sagte er zu Bosc und Prat: „Also, ein bißchen faul riecht das schon! Laß uns lieber gleich mal hinaus fahren, Rino!“

Zwar gab es einen schmalen asphaltierten Weg zum Otterbachsteich, aber das restliche Gelände war ziemlich aufgeweicht, da es die letzten Tage öfter geregnet hatte. Der Trümmerhaufen des Hochsitzes lag kurz vorm Teich in einem Waldrandknick. Das weißrote Plastikband, mit dem er markiert worden war, leuchtete vermutlich bis zum VIP-Turm der Rennbahn. Dazwischen lagen ein paar Äcker und Wiesen. Sie parkten den *Käfer* am Straßenrand, tauschten ihre Schuhe gegen Gummistiefel aus und näherten sich dem Trümmerhaufen so vorsichtig wie möglich. Aber es war eigentlich sinnlos. Die Rettungsfahrzeuge und deren Insassen hatten den Platz einigermaßen verunstaltet. Da würde man Spuren von Dritten bestenfalls schwimmend mit der Lupe finden.

Nachdem sie entsprechend geflücht hatten, umschnürten die beiden Kriminalbeamten die feuchten, dunklen Holztrümmer in entgegengesetzten Richtungen. Die überdachte Kanzel des Hochsitzes war zum Teil noch erhalten. Sie lag am Rand der ovalen Unfallstelle. Belmosto dämmerte, der Hochsitz sei wohl kaum in sich zusammengebrochen, sondern eher wie ein gefällter Baum umgekippt. Er sagte es Prat, der ihm zustimmte. Gewiß war beim Aufprall einiges zerstört worden, doch die Fallrichtung gen Teich war unverkennbar. Sie trafen sich am mutmaßlichen Fuß des Hochsitzes und gingen in die Hocke.

„Sieh an“, sagte Prat, während er an einem Pfostenstumpf wischte. Sie hatten beide gefütterte Lederhandschuhe an. „So sieht ja wohl kein Windbruch aus.“

Der Pfostenstumpf wies einen ebenen, fast durchgehenden Sägeschnitt auf. Er wirkte allerdings verschmiert – vermutlich durch Erde. Doch nun erkannten sie Spuren von Sägespänen, die sich natürlich schon dunkel verfärbt hatten. Am benachbarten Pfostenstumpf entdeckten sie das gleiche Phänomen. Dagegen waren die anderen beiden Pfosten offensichtlich aus dem Erdboden gerissen worden. Jetzt fanden sich in den Trümmern auch rasch die Gegenstücke zu den angesägten Pfostenstümpfen. Sie verglichen die Winkel. Damit war auch das offensichtlich: Zwei der Pfosten waren keilförmig eingesägt worden. Es waren die beiden Pfosten, die zum Teich wiesen. In dieser Richtung war der Hochsitz gefallen.

Sie traten einige Schritte zurück, um den Hochsitz-Standort zu mustern. Belmosto sagte: „Ist das Ding zum Teich hin gekippt, dürfte die Leiter auf der anderen Seite gesessen

haben. Oder es stand bereits windschief zum Teich. Oder beides. Mir scheint jedoch, es gab diagonale Streben, vielleicht ist da auch noch was angesägt.“

So war es. Sie fanden zwei angesägte Streben im Trümmerhaufen. Belmostos Theorie von der Leiter bestätigte sich ebenfalls. Sie traten erneut zurück.

„Herr Kommissar“, sagte Prat. „Wenn ich gehorsamst erzählen darf, wie es gewesen ist ..?“

Belmosto lächelte und nickte.

„Jäger Fesch trifft zu Beginn der Dämmerung ein. Die Schnittstellen an den Pfosten sind kaschiert und ohnehin fast von welchem Kraut verdeckt. Die Schnittstellen an den Streben sind noch besser kaschiert. Fesch fällt gar nichts auf, weil er sowieso nichts Böses ahnt. Er steigt die Leiter empor. Es gelingt ihm zumindest noch, die Kanzeltür aufzu stoßen. Kippte der Hochsitz nämlich schon vorher, würde sich Jäger Fesch geistesgegenwärtig an dem Ahornbaumast festhalten, den du dort siehst. Oder er spränge tollkühn ab. Somit nehmen wir an, der Hochsitz brach spätestens weg, als sich der schwergewichtige Jäger auf sein Sitzbänkchen fallen ließ. Oder nehmen wir nicht?“

„Wir nehmen, Rino, wir nehmen! So glänzend, wie sie ist, könnte deine Theorie fast von mir stammen. Ich werde dich für eine höhere Laufbahn vorschlagen.“

„Danke. Aber hat es sich nun um einen verblüffend ausgefuchsten Dummjungenstreich oder um einen gezielten Anschlag gehandelt?“

Belmosto zuckte mit den Achseln. „Kann man im Moment nicht wissen ... Ich würde sagen, du machst die einschlägigen Nahaufnahmen und tütest auch ein paar Sägespäne ein, Rino. Ich könnte unterdessen schon einmal beginnen, die nähere Umgebung nach irgendwelchen Fundstücken abzusuchen. Es muß ja nicht gleich eine Kettensäge sein.“

„Mein Gott!“ verdrehte Prat die Augen. „Eine Kettensäge fände er gern! Bei Sägespänen, die man in ein Schnapsglas bekommt!“

Belmosto grinste und machte sich auf die Suche. Immerhin wurde ihm dadurch etwas wärmer, herrschten doch keine 10 Plusgrade. Der Himmel war nach wie vor bedeckt. Im Unterholz fand er ein ausgedientes Kofferradio und mehrere Präservative, die gemeinsam mit Bierflaschen überwintert hatten. Der Otterbachsteich war ein beliebter Ort für Stelldicheins. Durch den Teich getaucht, hätte er wahrscheinlich auch noch ein Fernsehgerät ergattert – wohl eher als einen Fuchsschwanz oder eine Bügelsäge. Belmosto starrte ausgiebig hinein, doch die Brühe war ziemlich trübe. Dann blickte er die Umgebung nach möglichen Standorten von Augenzeugen ab. Es gab weder Haus noch Viehunterstand. Der erwünschte Zeuge konnte nur Unwahrscheinlich heißen.

„Den Dauerläufer können wir wohl vorläufig beiseite lassen“, sagte Belmosto, während sie zum Wagen zurückgingen, um sich ihrer Gummistiefel zu entledigen. „Bosc meinte, der Hund habe sich dem Sportler gegenüber keineswegs feindlich, vielmehr dankbar gezeigt. Bosc gegenüber übrigens auch. Er mußte den herrenlosen Köter ja einladen und mit der Rechten beruhigend kraulen, während er mit seiner berüchtigten gefährlichen Linken steuerte.“

Prat schmunzelte und nickte. Sie nahmen im *Käfer* Platz und verschnaufte für einen Augenblick. „Dann müssen wir also zunächst nach Feinden des Immobilienhändlers suchen“, fuhr Belmosto fort. „Hoffentlich hat er nicht zuviele. Mich bestimmt!“

Prat grinste und nickte erneut.

„Dann laß uns mal ins Büro fahren, Rino. Wir machen uns über Carlo Fesch und dessen Witwe Nicole schlau und bitten die letztere um eine Audienz. Vermutlich werde *ich* der Dumme sein, der ihr zu kondolieren hat.“

2

Belmosto hatte kaufmännischen Handel aller Art bereits als Gymnasiast verabscheut. Zu seinen Freunden zählte damals ein Junge, der irgendwo einen Stapel alter Ansichtskarten von historischem Wert ergattert hatte. Fuchs Claude investierte in eine Kleinanzeige in der *Balange-Post* und bot die Karten im Dutzend zum Verkauf. Die Nachfrage war gut. Seine Leistung bei dieser Warenproduktion bestand darin, die Anzeige zu formulieren, die jeweiligen 12 Karten in einen Briefumschlag zu stecken und diesen zu frankieren. Als der Stapel weggegangen war, hatte er schon fast das Geld für ein neues Fahrrad beisammen. Einmal hatte Claude es eilig und bat Petru, die jüngsten Sendungen auf dem Nachhauseweg für ihn, seinen Freund, auf die Post zu geben. Das lehnte Belmosto jedoch ab. Er eigne sich nicht zum Hehler windiger, unmoralischer Geschäfte. Claude sah ihn mit offenem Mund ungläubig an. Ob das sein Ernst sei? Es war Belmostos Ernst. Die Freundschaft ging in die Brüche und Belmosto wurde Kriminalpolizist.

Wie sich nach einigen Telefonaten herausstellte, war der 53jährige Carlo Fesch nicht nur steinreicher Immobilienhändler, sondern auch Stadtverordneter und daneben der größte Bewunderer seiner eigenen Person – gewesen. Als Wohn- und Arbeitsstätte diente ihm bis zu seinem jähen Tod ein Haus, das allgemein zu den Perlen der winzigen Altstadt von Porto Canto gezählt wurde. Eingepaßt in die Häuserfront, lag das dreigeschossige Jugendstilgebäude aus hellem Sandstein unweit des Hauptmarktes in der *Straße Blaise*

Pascal. Vor Fesch hatte es die Wohn- und Geschäftsräume einer Lederfabrik beherbergt. Anscheinend hatte diese nicht unerheblich dazu beigetragen, den Otterbach, der am Hafen ins Meer mündete, zu einer Kloake zu machen. Sie war von Amts wegen geschlossen worden. Oder auf Wink von Fesch. Trotz eines von Löwen bewachten gewölbten Portals wirkte die aufgelockerte Fassade seiner neuen Residenz nicht wuchtig. Das Portal kam Aufkäufer Fesch durchaus entgegen, weil er ein beleibter, stattlicher Mann war und ohne Zweifel immer noch höher hinaus wollte. Er verstand sich als beflügelnder Wohltäter seines Heimatstädtchens und galt auch als solcher. Wem immer er beim Gang über den Hauptmarkt gönnerhaft zulächelte, die Hand schüttelte oder die Schulter klopfte – Gemüsefrauen und asiatische KleiderverkäuferInnen eingeschlossen – man fühlte sich geschmeichelt. Fesch besaß das runde, volle Gesicht eines Buben, der kein Wässerchen trüben kann. Sein dunkles Haar trug er kurz. Er protzte weder mit Schmuck noch mit Kleidern, wenn er auch stets gediegen angezogen war. Er war Sohn des Volkes. Als Jäger war er natürlich auch Sohn der Wälder. Da er fließend Englisch, Deutsch, Spanisch und Italienisch sprach, wäre er am liebsten auch noch der Sohn Europas gewesen.

„Du kannst ihn nicht leiden?“ wollte Belmosto von seinem Gewährsmann in der Redaktion der *Balange-Post* wissen.

„Du sagst es, Petru ... Von seiner onkelhaften Art einmal abgesehen, hat er übrigens erst neulich dafür gesorgt, daß hinter seinem Jugendstil-Edelbau – also auf dem ehemaligen Lederfabrikgelände – in Kürze ein großes, supermodernes Kino entstehen wird. Als hätte Porto Canto keine anderen Sorgen!“

Nebenbei ließ sich der Redakteur auch noch über Feschs Lebensgefährtin aus, die überall als „steiler Zahn“ gelte. Ob Belmosto ihr noch nie begegnet sei? Na, wir ersparen uns das; der Kommissar würde sich ja gleich sein eigenes Urteil bilden.

3

Neben einem buntverglasten Erker und einem kunstvoll behauenen Balkon glänzte die helle Sandsteinfassade von Feschs Residenz mit zahlreichen Reliefs und Skulpturen, die in der Tat den Geist der Zeit um 1903 verströmten – diese Jahreszahl war ebenfalls zu sehen. Das zweite Stockwerk lag bereits im Mansardendach. Die größten Figuren bewachten vom Bogen herab das Portal: die bereits erwähnten zwei Löwen. Dem ausladenden, beschnitzten Tor hätte Eiche gut angestanden, doch es war hellbraun lackiert. In seiner

Mitte saß eine Tür. Belmosto betätigte die Sprechanlage. Da er sich telefonisch mit Nicole Fesch verabredet hatte, bat sie ihn ohne Umschweife herein. Er finde sie ganz oben.

Von der hohen Durchfahrt führte eine gewundene Treppe – diesmal tatsächlich Eiche – zunächst in den 1. Stock. Hier stutzte Belmosto. Zum Treppenhaus hin offen, gab es eine große Diele, die einer Baustelle glich. Wie es aussah, wurden neue Fliesen oder Kacheln verlegt. Etwa zwei Drittel des Fußbodens waren bereits erneuert. Sie zeigten eine wunderschöne Jugendstilkachel in Weißgrün. Darüber lagen Bohlen zum Laufen. Einige Pakete mit den Kacheln sowie Mörtelsäcke standen im Treppenhaus. Nun ja, sagte sich Belmosto – warum auch nicht? So nahm er die Treppe zum Mansardengeschoß.

Durch den Redakteur war Belmosto ja vorgewarnt. Die mindestens 20 Jahre jüngere Witwe konnte glatt auf der Fassade des geplanten, von ihrem Gatten angeregten Lichtspielhauses auftreten. Gegen Carlo Fesch gehalten, war sie zwar nur ein Strich in der Landschaft, doch im Verein mit ihren schulterlangen, kanstanienroten Locken wippte vermutlich auch ihre sogenannte Oberweite ziemlich heftig, wenn sie beim Einkaufen über den Hauptmarkt stöckelte. An diesem Vormittag hatte sie ihre Oberweite in ein schwarzes Fähnchen gezwängt, sodaß Belmosto noch rechtzeitig einfiel, daß er soeben ein Trauerhaus betreten hatte. Nicole lächelte allerdings höflich, als sie ihm die Wohnungstür öffnete, die es hier oben gab. Erfrischenderweise führte sie ihn nicht in irgendeinen Prunksalon, wo nach den Löwen die Elefanten kamen, sondern in eine blitzsaubere kleine Wohnküche, die über eine ebenfalls kleine Theke mit hohen Hockern verfügte. Die Theke war sogar gedeckt. Als ihn Frau Fesch prompt einlud, an ihrem verspäteten Frühstück teilzunehmen, konnte er nicht widerstehen. Es wurde ihm ja hoffentlich nicht als Bestechung ausgelegt. Sie sei erst im Morgengrauen eingeschlafen, nach dieser ganzen Aufregung in der Nacht. Nun schenkte sie ihrem Besucher und sich selber köstlich duftenden Kaffee ein, während jener bereits nach einem verlockenden Lachsbrötchen griff.

Zum Glück war Nicoles Fähnchen nicht über Gebühr ausgeschnitten. Das Küchenfenster ging offensichtlich nach hinten hinaus. Auf einen Garten mit kahlen Obstbäumen folgte die Fabrikbrache, auf der das Lichtspielhaus errichtet werden sollte. Vertikal durchs Bild schnitt ein Sendemast, der noch schlanker als Frau Fesch war. Belmosto fand sie eigentlich nicht schlimm. Sie hatte durchaus markante Gesichtszüge, hinter denen sich wahrscheinlich nicht nur Bohnenstroh verbarg. Ein freier Hocker zeigte den fetten Rücken eines aufgeschlagenen Romanes von George Sand, *Consuelo*. Na immerhin, sagte sich Belmosto, besser als ein Heftchenroman mit Landarzt und Gräfin Soundso. Oder hatte sie das Werk vielleicht nur zwecks Täuschung aus dem Regal gezogen, als Finte sozusagen?

Sie kamen überein, sich zwanglos an dieser Frühstückstheke zu unterhalten. Nach einem Schnörkel über den „schweren Schlag“, der seine Gastgeberin getroffen habe, stellte Belmosto fest:

„Ich habe mir vorhin mit einem Kollegen den Unfallort angesehen, Frau Fesch. Wir halten es von daher nicht für ausgeschlossen, daß der Schlag gezielt erfolgte. Das hieße, es läge mitnichten ein Unfall, vielmehr ein Anschlag auf das Leben Ihres Mannes vor.“

Frau Fesch schien überrascht. „Ein Anschlag? Warum denn das? Wer sollte denn meinem Mann nach dem Leben trachten?“

„Nun ja, Frau Fesch, genau das wollte ich Sie fragen. Wüßten Sie Anhaltspunkte? Gab es beruflich oder privat Streitfälle, offene Rechnungen, Drohungen? Denken Sie bitte in Ruhe nach. Der kleinste Strohalm könnte uns nützlich sein.“

Sie tat es. Sie starrte beim Nachdenken sogar konzentriert in das Blattgewirr einer Hängepflanze, deren Topf erhöht über der Theke stand. Doch nach einer Weile verzog sie den Mund und schüttelte langsam ihre kastanienroten Locken. „Es tut mir leid – mir fällt beim besten Willen nichts ein. Ich kann es auch noch gar nicht glauben.“

„Es ist ja auch nicht sicher. Wir müssen dieser Möglichkeit nur nachgehen, Frau Fesch. Vielleicht fällt Ihnen später noch etwas ein. Wir beschränken uns jetzt auf den gestrigen Dienstag. Hatte Ihr Mann irgendeinen Ärger?“

„Nicht daß ich wüßte. Im Gegenteil! Er freute sich über die neuen Kacheln, soweit sie schon lagen. Er hat eins tiefer, müssen Sie wissen, seine Geschäftsräume. Sie haben die neuen Kacheln in der Diele vielleicht gesehen. Er lobte sich selber für seine gute Wahl. Und auf die Jagd freute er sich ja auch immer. Er machte gestern schon gegen 14 Uhr Schluß, wie ich von Frau Talamoni weiß, um sich für die Jagd umzukleiden. Ich war unterwegs. Er wollte auf dem Acker am Otterbachsteich Köder für Schwarzwild auslegen, dann mit dem Hund das Revier abstreifen und mit der Dämmerung auf Ansitz gehen. Das hat er ja offenbar auch getan ...“

Sie erwehrte sich eines Schluchzens, indem sie mit verkniffenen Augen den Kopf schüttelte und dann nach ihrer Kaffeetasse griff. Belmosto dachte nach, während er versuchte mitfühlend zu wirken.

„Sie erwähnten Köder – für Wildschweine ..? Gut. Was nimmt man denn da?“

„Ich glaube, Carlo nahm gerne Maiskörner.“

Das schien zu stimmen. An einer zerwühlten Stelle des Ackerrandes hatte Belmosto Maiskörner entdeckt, die noch nicht verquollen waren.

„Sie erwähnten eine Frau Talamoni ..?“

„Die Sekretärin meines Mannes. Vor einer Stunde habe ich mit Irene telefoniert. Ich bat sie, heute nicht zu kommen. Das verstand sie natürlich.“

Belmosto nickte. „Natürlich ... Vielleicht können Sie mir nachher die Adresse von Frau Talamoni geben. Anscheinend hat sie ja Ihren Mann als letzte gesehen.“

„Ja. Ich selbst mußte um 11 aus dem Haus. Ich hatte einen Frisörtermin. Für den Abend waren Carlo und ich zu einem Geburtstag eingeladen. Bevor ich verschwand, ging ich noch einmal in sein Büro, um ihn daran zu erinnern. Er erinnerte mich aber seinerseits an den Pirschgang, den er vorhatte; er könne deshalb erst am späten Abend bei der Feier auftauchen. So verblieben wir. Doch er kam nicht. Er war auch telefonisch nicht zu erreichen. So ging ich um Mitternacht etwas beunruhigt nach Hause. Unten stand ein Streifenwagen. Das war ein Kollege von Ihnen; er hatte den Jagdhund meines Mannes gleich mitgebracht. Da erfuhr ich es. Der Polizist war auch noch so freundlich, mich gleich am Kreiskrankenhaus abzusetzen.“

Belmosto nickte. Er dachte für einen Augenblick über die Möglichkeit nach, Nicole Fesch könne sofort nach seinem Verschwinden zum Telefon greifen, um sich mit Irene Talamoni ins Benehmen zu setzen. Falls sie zu Hause war. Aber das wäre ja kaum zu verhindern. Die Sekretärin herzubestellen, um Frau Fesch bis zu deren Eintreffen zu bewachen, fand er etwas zu stark. Eine solche „Bewachung“ wäre eher ein hübscher Zeitvertreib in dem Heftchenroman gewesen.

So sagte Belmosto seiner Gastgeberin, er wolle sie für heute nicht mehr länger belästigen, und ließ sich die Adresse von Frau Talamoni geben. Dann hakte er nach: „Könnten Sie mir auch den Frisör und den Ort der Geburtstagsparty nennen, Frau Fesch?“

Sie tat es.

„Eine letzte Frage: Wann sind Sie auf dieser Party erschienen?“

„Es muß kurz nach 21 Uhr gewesen sein“, erwiderte sie ohne Zögern.

Belmosto zog eine Visitenkarte aus seinem Notizbuch, bevor er es zuklappte. Frau Fesch möge ihn bitte sofort anrufen, falls ihr noch zweckdienliche Beobachtungen einfielen. Er sicherte ihr umgekehrt Benachrichtigung über das Ermittlungsergebnis zu, dankte für Bewirtung und Auskunft und verabschiedete sich.

4

Belmonte ging, wie so oft, zu Fuß. Am Gymnasium bog er Richtung Friedhof ab, der bereits am Fuß eines Hügels namens Ziegenberg lag. Ob im Fall Fesch zum billionsten

Male die Liebe im Spiel war? Das hieße wieder endlos in Beziehungskisten zu wühlen, Seitensprünge aufzudecken, in Eifersucht zu ertrinken. Vorausgesetzt, Nicole Fesch sei das Führen einer Handsäge zuzutrauen, wäre sie nach vollbrachter Tat natürlich mit Vergnügen kaltblütig auf der Geburtstagsparty erschienen, um dort alsbald das Stück „Beunruhigung über das Ausbleiben meines geliebten Gatten“ zu geben. Allerdings war dieser steinreich, sodaß wohl eher das Standardmotiv Habgier in Frage kam. Für die Eifersucht wäre ein Nebenbuhler Feschs zuständig, der gefälligst auch mit einer Handsäge umzugehen weiß. In Wahrheit traute Belmosto dem „steilen Zahn“ Nicole keine Mordtat zu. Er hielt sie noch nicht einmal für eine Heuchlerin. Angenehmerweise hatte sie keineswegs vorgegaukelt, durch den jähen Tod ihres Gatten reif für den Selbstmord zu sein. Sie würde sich mit dem vielen Geld schon einzurichten wissen.

Eine naheliegende Kandidatin für Eifersucht war sicherlich die Sekretärin Talamoni, die von Belmosto mit immer kräftigeren Atemzügen angesteuert wurde, da die Friedhofsallee zum Ziegenberg hin anstieg. Nur hätte sie dann nicht ihren Chef, vielmehr dessen knusprige Gattin zu beseitigen gehabt. Man konnte also eher vermuten, Fesch habe irgendetwas auf dem Kerbholz gehabt, was Frau Talamoni entweder zu ahnden oder aber zu decken wünschte.

Mit solchen verfrühten Spekulationen unterhält man sich nun, dachte Belmosto, während er die Kurve zur Ziegenbergstraße nahm. Diese führte quer zum Hang durch eine Gartensiedlung, die aus vorwiegend älteren Ein- oder Zweifamilienhäusern bestand. Es war kein Villenviertel wie jenseits der Altstadt beim Grafen.

Das schlichte Häuschen von Irene Talamoni war nur eingeschossig. Am einzigen Briefkasten des Gartentors stand ihr Name. Das Tor ließ sich öffnen. Der schmale Vorgarten hätte ihn im Sommer wahrscheinlich kaum an ein Gemälde von Piet Mondrian erinnert; das war der Fritze mit den berühmten bunten Gittern. Auch der Plattenweg zum Windfang sah nicht aus wie geleckert. Belmosto betätigte die Schelle. Sie dudelte, jaulte oder piepte nicht; sie schellte. Jetzt war Belmosto schon fast für die Eifersuchtskandidatin eingenommen.

Sie war zu Hause. Vor Belmosto stand eine zierliche Frau Mitte 50. Mit ihren sandfarbenen Cordhosen und ihrem kurzen, dunkelblonden Haar wirkte sie ähnlich unscheinbar wie ihr Häuschen. Sie sagte mit leichtem Stirnrunzeln: „Ja bitte?“

„Frau Talamoni, ich muß Sie leider stören – Kriminalpolizei.“ Damit hielt er ihr seinen Dienstausweis hin.

Sie wurde etwas blasser. Darauf hatte Belmosto gehofft. Dann nickte sie aber verständig und bat ihn herein.

Was die Schilderung des Unfall- oder Mordtages betraf, konnte Belmosto zunächst keinen Widerspruch zwischen den Aussagen der Gattin und der Sekretärin entdecken. Mit Fingerzeigen auf Todfeinde, Gekränkte oder Neidische konnte Frau Talamoni ebenfalls nicht dienen. Sie saßen in einem freundlichen Wohnzimmer in Cocktailsesselchen aus den 50er Jahren, die ausgesprochen keck bezogen worden waren. Es wurde Belmosto aber rasch deutlich, daß sich Irene Talamoni als Vertraute eines Immobilienlöwen nicht gerade pudelwohl gefühlt hatte. Vielleicht war sie dazu sowohl zu bescheiden wie zu gebildet. Sie sprach ein ziemlich gutes Französisch, was womöglich mit den vielen guten Büchern zusammenhing, die Belmosto in einem verglasten Bücherschrank aus Nußbaumholz ausmachte, der in seiner Reichweite stand. Bei Fesch hatte sie ja vermutlich eher Vertragsentwürfe, Börsennachrichten und schlaue Bücher darüber gelesen, wie man den Fiskus übers Ohr haut.

Dann fiel ihm eine kleine Lücke auf – nicht im Bücherschrank, sondern in der Schilderung der Zeugin. Die Lücke mochte unbedeutend sein, doch er hakte einmal nach. „Wie ich im Vorbeigehen sah, Frau Talamoni, hatten Sie gestern in der Büroetage eine Art Baustelle. Frau Fesch sagte mir, Ihr Chef sei des Lobes voll gewesen über die neuen Jugendstilkacheln. Sie erwähnten das noch gar nicht.“

Ihrem Gesicht war ein wenig Ertappung anzusehen. „Ach so“, erwiderte sie und rieb die zierlichen, auf Nußbaum gebeizten Armlehnen ihres kleinen Sessels. „Aber das ist ja nichts Besonderes. Die Handwerker hat man schon mal im Haus.“

Belmosto witterte Morgenluft. „Ist die Baustelle erst gestern eröffnet worden?“

„Ja. Coty – der Fliesenleger Coty aus dem Hafenviertel, wissen Sie? – Coty kam pünktlich um neun, wies seine beiden Männer ein und verschwand wieder. Um 16 Uhr machten sie Feierabend. Sie wollten heute Mittag fertig sein, aber Nicole hat natürlich gleich ihren Chef angerufen und um Aufschub gebeten. Mich hat sie ja auch gleich angerufen.“

„Hat es für Herrn Fesch einen Ärger mit Cotys Leuten gegeben?“

Frau Talamoni schwieg. Sie biß ihre Lippe und sah abwechselnd aus den drei Fenstern ihres Wohnzimmers.

„Frau Talamoni“, sagte Belmosto behutsam. „Ich erwähnte bereits, Sie brauchen sich um Himmelswillen nicht selbst zu belasten. Haben Sie aber Beobachtungen getroffen,

die unter Umständen zur Aufklärung beitragen können, müssen Sie mir das sagen. Sie kommen sonst in Teufels Küche.“

Sie brauchte noch einmal eine Minute. Dann zeigte ein Seufzer den inneren Ruck an, den sie sich offenbar gegeben hatte. Sie erzählte die folgende Geschichte.

6

Cotys Gesellen Henry – ein baumlanger Kerl Anfang 30 – kannte ich bereits flüchtig. Er hatte im Sommer das Bad im Mansardendach neu gefliest. Ich mußte nach dem Rechten sehen, weil die Feschs im Urlaub waren. Jetzt kam er mit einem rund 10 Jahre älteren Begleiter, der Dragomir hieß – laut Henry ein Serbe. Er schien leidlich Französisch zu verstehen, blieb allerdings selber nahezu stumm. Stämmig gebaut, bewegte er sich doch geschmeidig. Auf seinem runden, glattrasierten Gesicht lag ein melancholischer Ernst. Das dunkle Haar trug er kurz, während Henry fast eine Mähne wie Nicole hat.

Da die beiden Männer kaum Lärm machten – hatten sie Kacheln zu schneiden, gingen sie hinunter in den Hof – ließ ich meine Bürotür zur Diele gewohnheitsgemäß aufstehen. Dadurch heizen wir auch das Treppenhaus ein bißchen mit, denn dort gibt es keine Heizkörper. So beobachtete ich hin und wieder, wie sie die Kacheln mit einem Gummihammer behutsam in ihr Speisbett klopfen. Die Masse schien rasch abzubinden, durften wir doch bereits nach Mittag Kacheln, die inzwischen verlegt waren, auf einer Bohle überqueren. Gegen 11 tauchte Nicole auf. Sie trug einen kurzen Lederrock und lange Stiefel. Sie stakte von der Treppe aus an den beiden kauern den Fliesenlegern vorbei zum Büro ihres Mannes. Während sich Henry einen kurzen Aufblick zu Nicoles Kniekehlen und darüber hinaus gestattete, blieb Dragomirs Blick erstaunlicherweise gesenkt. Das nahm mich ziemlich für ihn ein. Da die Verbindungstür zu Feschs Büro ebenfalls aufstand, kam ich kaum umhin, sein kurzes Gespräch mit Nicole zu verfolgen. Es ging um den Geburtstag und die Jagd. Dann verschwand sie wieder im Treppenhaus.

Nahmen mich gestern Vormittag nicht Fesch oder das Telefon in Beschlag, schweiften meine Gedanken öfter zu Dragomir ab. Sein Kauern auf unserem Dielenestrich hatte etwas von einer zwar stummen, doch keineswegs schläfrigen Katze. Ich dachte an den Stumpfsinn und die Erniedrigung, die unsere so kostengünstigen „GastarbeiterInnen“ in der Regel zu verkraften haben. Natürlich konnte es sich bei Dragomir auch zufällig um einen seit Jahren wohleingebürgerten Menschen handeln. Vielleicht stand ihm eine

hübsche, fröhliche Kroatin zur Seite, die in der großen, mit viel Edelstahl und Chrom blitzenden Hafenkantine das jeweils erbetene Menü ausgab.

Um 11 hatte Fesch einen Termin auf dem Rathaus. Bevor er ging, drückte er sein Wohlgefallen über das Werk aus, das gleichsam unter seinen Füßen entstehe. Henry nickte artig. Fesch tauchte schon ins Treppenhaus, als er sich noch einmal umwandte. Wann sie denn Mittagspause machten, wollte er wissen. Henry erwiderte, er denke, so um halb Eins.

„Aha.“ Fesch deutete über die Diele. „Macht es euch bitte in der Teeküche bequem, dazu ist sie schließlich da. Frau Talamoni wird euch Tee oder Kaffee kochen – wie ihr wollt.“

Als es soweit war, wuschen sich die beiden Männer die Hände und packten am Küchentisch ihre Rucksäcke aus. Ich machte mir an der Kaffeemaschine zu schaffen. Henry nahm sich als erstes das Sportblatt *Anstoß* vor; dann erst biß er in sein Schinkenbrötchen. Dragomir schnitt sich Späne von einem harten Käse ab und fischte mit der Gabel in einem Glas mit verschiedenen eingelegten Gemüsefrüchten. Plötzlich kam Fesch zurück.

„Hallo!“ sagte er aufgeräumt und setzte zwei Alufolienpäckchen auf dem Küchentisch ab. „Heraus mit Tellern und Besteck, Frau Talamoni! Golden gebraten wie das Handwerk Boden hat!“ Er zwinkerte dabei – wohl damit wir sein Bonmot nicht auf die Goldwaage legten.

Es waren zwei halbe Hähnchen mit Pommes Frites. Die Alufolie war innen ziemlich fettig. Henry bedankte sich wieder artig und nahm den gefüllten Teller entgegen. Doch als ich den anderen Dragomir überreichen wollte, wehrte dieser mit verlegenem Lächeln ab. „Dragomir nicht bitte.“ Er deutete auf seinen Käse und das Einweckglas und fügte hinzu: „Hat schon gut!“

Während ich den Teller in der Luft hängen ließ, hob Fesch die Brauen und sah Dragomir mit zunächst gespielter Bestürzung an. „Aber mein lieber Junge – du wirst doch meine Gastfreundschaft nicht ausschlagen ..?!“

Mein Arm mit dem dargebotenen Teller schien jäh wie in Eis erstarrt. Dragomir stand auf. Seine Augen funkelten derart bedrohlich, daß er seine Arme vermutlich an die Hüften preßte, um nicht handgreiflich zu werden. Langsam und mit belegter Stimme sagte er:

„Dragomir nicht will – o.k. ..? Und Dragomir nicht dein liebes Junge ... Du besseres Mensch wegen hier ..?“ Dabei rieb er Daumen und Zeigefinger aneinander.

Für Sekunden stand Feschs Schnute in echter Fassungslosigkeit auf. Doch er fing sich sofort. Mit einem feinen, überlegenen Lächeln hob er die Schultern und verließ die Küche.

Henry, der von den Vorgängen vermutlich am wenigsten begriff, stocherte verlegen in seinen Pommes Frites. Ich stellte den verdammten anderen Teller endlich auf die Anrichte. Dragomir setzte sich wieder und sah aus dem Fenster. Da die Teeküche nur einen Türvorhang besitzt, der beiseite gezogen war, hörten wir Feschs Schritte auf den Bohlen. Ich sagte mir, Dragomir könne womöglich Vegetarier sein. Aber darauf kam es natürlich nicht an. Zu offensichtlich hatte sich in Dragomir ein wahrscheinlich schon oft gedemütigter Stolz erhoben. Obwohl er kaute, konnte man seinen Gesichtsausdruck finsternennen. Plötzlich ließ sich auch Feschs Stimme vernehmen. Es lag auf der Hand, seine Bürotür stand auf. Mir war sofort alles klar: er telefoniert; er spricht mit Absicht laut genug, um in der Teeküche verstanden zu werden; er demonstriert geruhsam und genüßlich seine Macht.

„Ah, da sind Sie ja ... Fesch hier. Mein lieber Coty, Sie wissen, ich spiele mit dem Gedanken, Ihnen bei meinem Projekt in Mall die Bäder und Küchen anzuvertrauen. Ich muß Sie aber bitten: schicken Sie mir nie wieder Ihren Mitarbeiter Herrn Dragomir ins Haus – weder dort noch hier. Der Herr verschmäht meine Gastfreundschaft und wird auch noch ausfällig. Ich möchte mich im einzelnen dazu nicht weiter äußern. Sie können sich das gern bis morgen gründlich überlegen. Das war schon alles. Bis später, mein lieber Coty.“

Damit legte er auf. Mögliche Nachfragen oder Einwände Cotys oder denkbare Erklärungen von Henry und mir zählten offenbar keinen Pfifferling für ihn. Ich versuchte durch ein Kopfschütteln mein Bedauern auszudrücken. Dann nahm ich ein Geschirrtuch und breitete es über dem verschmähten halben Hähnchen aus; wer wußte, ob sein Anblick nicht Dragomirs Zorn weiter schürte, aber es wirkte auch ein wenig wie eine Beerdigung. Dragomir und Henry wechselten dabei einige Worte über Feschs Urteilsspruch. Wie es aussah, hatte Dragomir den Kern des Telefongesprächs erfaßt, und Henry bestätigte jetzt, Fesch wolle den Serben ab morgen nicht mehr sehen. Die Stimmung in der Teeküche war gedrückt. Ich ging in mein Büro; schließlich hatte ich zu arbeiten.

Ich atmete auf, als Fesch schon gegen 14 Uhr Schluß machte und nach oben ging. Als er nach einer halben Stunde wieder an der Diele vorbeikam, tippte er Henry gegenüber mit betonter Lustigkeit an seinen federbesetzten Hut, bevor er zur Treppe abbog. Der Flintenlauf überragte die Schulterklappe seines Lodenmantels. Dragomir war selbstverständlich Luft für ihn. Der kauernde Serbe sah nicht auf, verströmte jedoch die Aura einer Tellermine. Gleich darauf hörten wir vom Hof her das fröhliche Gebell von Jux, dem Jagdhund, dann den *Chevrolet* anspringen, ein Geländewagen. Daneben hielt Fesch einen weißlackierten *Porsche*. Das ist so eine Sportskanone aus Deutschland.

Während sich das Motorengeräusch entfernte, folgte ich einer Art sarkastischer Eingebung. „Drücke ihm die Daumen, Henry!“ rief ich durch die geöffnete Bürotür. „Wenn er Glück hat, gibt’s morgen Wildschweinbraten.“

Da Henry etwas verwirrt zu mir blickte, erklärte ich, Fesch beabsichtige am Otterbachsteich Köder auszulegen, um Wildschweine anzulocken. Anscheinend gebe es einen Hochsitz an der Stelle, denn er habe davon gesprochen, in der Dämmerung auf Ansitz zu gehen.

Dragomir sah uns abwechselnd an und radbrechte: „Otte-bach-teich ..?“

„Genau“, nickte Henry. „Du kennst den Teich. Wir haben im Sommer Olivers Gesellenbrief dort oben gefeiert.“

Die Erinnerung an das Fest schien Henrys Unbehagen als bestochener Fliesenleger wegzuwischen. Er lachte und hielt Dragomir mit entsprechenden Gesten vor Augen, wie sie gegrillt und Wodka getrunken hatten. Dann erläuterte er, am Waldrand stehe ein Hochsitz, da wolle Fesch „bumm-bumm“ machen. Auch diese Mitteilung unterstrich er durch übertriebene Gesten des Kletterns und des Schießens. Doch Dragomir nickte nur knapp und beugte sich wieder über die Kacheln. Damit ging Henry offensichtlich auf, an Dragomirs Stelle wäre er wohl auch nicht zum Scherzen aufgelegt. Er griff zur Kelle und schwieg.

Zwar war ich mir ziemlich sicher, Henry werde seinen serbischen Kollegen Coty gegenüber in Schutz nehmen. Ob das jedoch genüge? Deshalb entschloß ich mich ebenfalls zur Fürsprache. Vielleicht konnten wir so zumindest erreichen, daß Dragomir von Coty anderweitig beschäftigt oder weiter empfohlen wurde. Ich rief sofort in Cotys Büro an, bekam aber nur seinen Anrufbeantworter. Darauf zu sprechen, war mir zu riskant. Auch zu Hause erreichte ich ihn nicht. Vielleicht führte er gerade bei Kunden eine Verhandlung. Seine beiden Leute räumten gegen 16 Uhr ihr Werkzeug zusammen und verabschiedeten sich. Das wissen Sie ja bereits. Ich nahm mir auf dem Nachhauseweg vor, es gleich am nächsten Morgen noch einmal bei Coty zu versuchen. Das ließ ich freilich lieber sein, nachdem ich dann die Zeitung aus meinem Briefkasten gezogen hatte. Die kurze Meldung von dem „Jagdunfall“ stand gleich auf der Titelseite.

Für eine ganze Weile sagte Belmosto gar nichts. Er blickte über seine verschränkten Arme auf sein übergeschlagenes Knie. Wenn ihn nicht alles täuschte, war sein unscheinbares

Gegenüber nicht nur von dem Vornamen Dragomir betört worden. Deshalb tat ihm Irene Talamoni leid. Aber er bewunderte auch ihren Mut. Immerhin hatte sie sich ziemlich eindeutig gegen ihren verflorenen Chef gestellt, angeblich der reichste Mann der ganzen Balange. Nur hatte sie leider nicht das Gesetz auf ihrer Seite. Vorausgesetzt, Coty und sein Geselle bestätigten ihre Angaben, kam die Kripo wohl kaum umhin, die Fahndung nach Dragomir einzuleiten. Denn darauf hätte er gegen Prat um dessen verhätschelte *Bischofsmütze* gewettet, daß sich dieser Dragomir bereits gestern abend nach getaner Waldarbeit dünn gemacht hatte. Der genannte, knapp kniehocher Zierstrauch stand seit Jahren zwischen den beiden Bürofenstern der Kripo auf einem altarartigen Wandbrett und blühte jeden Sommer wie der Teufel. Das gefiel allen, nur Belmosto nicht.

Belmosto klappte sein Notizbuch zu und erhob sich. „Ich habe vorläufig keine Nachfragen, Frau Talamoni. Ich danke Ihnen sehr. Jetzt muß ich leider zur Firma Coty. Könnten Sie mir aus Ihrem Telefonbuch die Adresse herausuchen?“

Sie tat es und begleitete ihn zur Tür. Er gab ihr die Hand und betrat den Plattenweg. Er hörte hinter sich:

„Hoffentlich finden Sie ihn nicht, Herr Kommissar.“

Belmosto wandte sich um und fragte lächelnd: „Können Sie schweigen?“

Als sie etwas unverständlich nickte, erwiderte er: „Ich hoffe es auch.“

Flußmusik

Streng genommen, mündete der Otterbach am Hafen nicht im Meer, vielmehr in der Sobrina, die dort mündete. Die Sobrina kam aus den Blauen Bergen. Auf den letzten 14 Kilometern war sie sogar schiffbar, und das hatte vor Jahren der Bayer Alois Rempel spitzgekriegt, ein gelernter Floßmeister. Er hatte leidvoll erfahren müssen, daß immer weniger Holz gefloßt wurde; dafür strömten die AusflüglerInnen und Touristen in die Natur. Nun gut, auf dieser Welle würde er, in Korsika, wo seine Tochter gern Urlaub machte, schon mitreiten. Der Kreisrat erteilte ihm gern die Genehmigung, auf der genannten Strecke ein Ausflugsfloß zu betreiben, und los gings. Im Winter ruhte Rempel aus und zählte seine Einnahmen. In der Tat entpuppte sich sein Floß sogar als Goldgrube, nachdem ihm die Tochter den Floh ins Ohr gesetzt hatte, die großartige heimische Musikkapelle *Porto Canto Stampers (PCS)* zu engagieren. Mit deren „Leader“ Grocks hatte sie inzwischen eine Eheschließung ins Auge gefaßt. Grocks schrubkte das Tenorbanjo. Die

heimische Band brachte nämlich ausschließlich „Dixiland“ zu Gehör, bekanntlich eher eine Musik aus den US-Südstaaten. Prompt zog *PCS* vor jeder Abfahrt die Staatsflagge von Louisiana über der Bühne auf. Diese Flagge zeigt hauptsächlich einen weißen Pelikan. Das paßte doch zu Rempels Flußmusik.

Rempel hatte sich im Dorf der Ablegestelle ein Häuschen gebaut, in Mall. Dann köderte er ein auf halber Flößstrecke liegendes Weingut für eine halbstündige Pinkel- und Imbißpause seiner Fahrgäste. Die MusikerInnen nutzten dies doppelt. Zunächst schlugen sie sich die Bäuche voll, denn das zählte zu ihrer Gage; zuletzt tauschten sie ihren Bordakku gegen einen Akku aus, der über nacht im Gut aufgeladen worden war. Wahrscheinlich hätten die Fahrgäste die Dixiland-Klänge auch unverstärkt vernommen und geschätzt. Fuchs Rempel wünschte jedoch, sie auch noch, gerade so wie den Pelikan, ein gutes Stück aufs korsische flache Land zu tragen beziehungsweise die schreienden Möwen, die sich frech in die *Sobrina* wagten, wieder aufs Mittelmeer zurück zu blasen.

Die Anlegestelle in Porto Canto lag genau unter der Hafenbrücke, wodurch die Kunden und die MusikerInnen auch vor unerwartetem Regen geschützt waren. Hatte der letzte Kunde und der letzte Musiker (am Waschbord stand sogar eine Frau, eine dicke mit speziell für sie angefertigten Aluhüten auf den Fingern!) – war das Floß also geräumt, lösten Rempels Söhne, die sonst steuerten und stakten, die Stahlbänder, die die Stämme zusammen hielten, während der Senior selber seinen mit Kran bestückten Sattelschlepper anwarf. Die Stämme wurden per Greifer auf die Ladefläche gehievt und fuhren so nach Mall zurück. Dort wurden sie dann gleich wieder zusammengebunden. Rempel flößte des sommers jeden Tag, nur bei strömendem Regen und montags nicht. Beides kam selten vor.

Dummerweise waren die Flußufer an der Hafenbrücke schon vor Rempel bebaut gewesen. Es handelte sich eigentlich um recht hübsche, mannigfaltig gestaltete Häuserzeilen, in der so manche Leute nur zu gern eine Mietwohnung ergattert hätten. Die große Ausnahme war Albert Schumolia, ein Lehrer vom Gymnasium, nebenbei Sportschütze auf Pistole und Gewehr. Er hatte seine Wohnung, die keinen Steinwurf von der Anlegestelle entfernt im Zweiten Stock lag, nur zu gern verlassen, wenn er dafür eine ruhigere aufgetrieben hätte, die noch erschwinglich war. Schließlich beglückten ihn Rempels Dixomaten und Ragtimer garantiert an jedem frühen Nachmittag, wenn er gerade aus der Schule gekommen war. Und sie hörten auch am Landungssteg unter der dröhnenden Hafenbrücke nicht so schnell auf, das stand in dem Vertrag, den sie mit Rempel abgeschlossen hatten. Rempel wollte, daß seine Kunden das Floß gutgelaunt verließen, also auch bald wiederkämen. Schumolia lief sich bei den Behörden die Hacken ab – nichts zu machen. Jede Behörde versicherte ihm, Ausflugsflößer Rempel trage nicht unbeträchtlich zum

Aufblühen von Porto Cantos Wirtschaft bei; ja er gelte bereits in der ganzen Balange als Attraktion, und eine Attraktion ohne Musik sei heutzutage nicht mehr denkbar. Schließlich schmetterte auch die Staatsanwältin sein Klagebegehren ab. Es liege nicht im Interesse der Öffentlichkeit. Schumolia raufte sich seine allmählich grauen Haare und fragte sich verzweifelt, was jetzt noch zu tun bleibe. Erraten Sie es?

2

Wachtmeister Sinibaldi wrang seine Augen, riß den Telefonhörer von seinem Ohr und hielt die Sprechmuschel zu. Dann drückte er die Taste in den Oberstock. „Hier ist so ein Polterer in der Leitung, Rino, der behauptet, man trachte danach, seinen Geschäftsbetrieb zu zerstören, und jetzt habe man sogar schon auf ihn geschossen. Auf ihn persönlich. Allerdings wirkt er noch kreuzfidel.“

„Kriminalhauptmeister Prat.“

„Alois Rempel hier, Floßmeister. Sie werden ja hoffentlich schon von mir gehört haben. Also, jetzt haben sie sogar schon auf mich geschossen! Ist das denn noch zu glauben?“

„Das kommt ganz darauf an, Herr Rempel. Wer sind denn *sie*, wenn ich fragen darf?“

„Ja, das weiß ich ja leider auch nicht. Heckenschützen jedenfalls, Heckenschützen!“

„Und *wo* haben die geschossen?“

„An der Hafenbrücke. Na, wo mein Floß liegt, das müssen Sie doch kennen!“

„An der Hafenbrücke, sagten Sie? Einen Moment bitte, ich blicke mal eben auf unseren Stadtplan, Herr Rempel.“

Damit hielt jetzt auch Prat die Sprechmuschel zu. Selbstverständlich blickte er nicht auf den Stadtplan, vielmehr auf sein Gegenüber. Das war Belmosto. Der Kommissar hatte bereits mit zunehmender Belustigung zugehört. Nun sah er zur Wanduhr, dann in seinen Terminkalender. Er schob seinen Stuhl zurück und sagte:

„Wenn wir ehrlich sind, brechen wir ja zur Stunde nicht gerade unter Arbeit zusammen, Rino. Laß uns also ruhig einmal zum Hafen fahren. Bei dem Wetter können wir das Gespann nehmen.“

Während Prat dem Anrufer einschärfte, am Tatort nichts zu verändern, die Polizei sei in höchstens 10 Minuten bei ihm, wandte sich Belmosto zum Safe und holte ihre

Pistolen hervor. „Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste, Rino. Wenn dieser Rempel behauptet, da werde scharf geschossen ..?“

3

Erfreulicherweise schien Rempel den Tatort wirklich nicht wesentlich verändert zu haben. Am Ufer standen einige erst nach dem Vorfall angerückte Schaulustige herum. Die Kripo bat sie darum, sich um mindestens eine Floßlänge zu entfernen. Das Floß selber lag vertäut an den Treppenstufen, die hier in die Kaimauer eingelassen waren. Selbst die MusikerInnen waren noch anwesend. Sie hockten auf dem Heckpodium des Floßes auf ihren Klappstühlen oder Lautsprecherboxen und löcherten Rempel, der auf der sichtlich angeschossenen Verstärkerbox saß, mit ihren besorgten Fragen zur Zukunft des Unternehmens. Rempels Söhne rückten die Bänke am Podium zum Halbkreis und boten reihum eisgekühlte *Coca Cola* aus der Bordbar an. Die beiden Polizisten lehnten dankend ab. Die MusikerInnen qualmten, als wäre Rempels Floß (7 mal 18 Meter) ein Dampfschiff.

Nun saß man also friedlich im Kreis. Nach der höflichen Vorstellung aller Beteiligten drückte Belmosto seine Hoffnung aus, umständliche Einzelgespräche ließen sich vielleicht vermeiden. Wer ihm zunächst den Anschlag schildern könne?

Bandleader Grocks, etwas rundlich und beinahe vollbärtig, tat es nur zu gern. Die letzten Fahrgäste hatten bereits das Ufer erklommen. Die Band spielte den gewohnten Abschlußtitel, *Blueberry Hill* von Fats Domino. Da krachte der Schuß. Vom Verstärker sprangen Splitter ab und die Mikrophone versagten ihren Dienst. Die Waschbretterin sei glatt in Ohnmacht gefallen. Aber weitere Schüsse fielen nicht. Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, eilte Rempel zu einer nahen Gaststätte, telefonieren.

„Von wo kam der Schuß?“

Das konnte keiner mit Bestimmtheit sagen. Die Söhne nahmen jedoch an, aus der diesseitigen Häuserzeile oberhalb der Kaimauer. Hauptmeister Prat nickte. Er war bereits vor dem lahmgelegten Verstärker in die Hocke gegangen, hatte sich den mutmaßlichen Schußwinkel ausgedacht und dann zum Ufer umgewandt, um sich das Ende der Häuserzeile einzuprägen. Er justierte sich auf drei Gebäude ein, die am ehsten für einen vergleichsweise ungefährlichen Schuß aus dem Fenster in Frage kamen. Mit „ungefährlich“ meinte er: für die Fahrgäste oder das Floßpersonal. Er glaubte nämlich intuitiv, der Schütze habe mit Absicht lediglich den Heulkasten aufs Korn genommen, also keinen Menschen. Vom mittleren Gebäude aus belief sich die Schußentfernung auf knapp 60

Meter – ein Kinderspiel für jeden Schützen, der kein Tollpatsch war. Dieses Gebäude hatte, wie alle, auch Balkone. Es war jedoch das einzige, das zitronengelb verputzt war.

Es folgten die üblichen Routinefragen danach, ob jemand der Anwesenden Feinde habe oder auch sonst eine Vermutung über das Motiv des Anschlages. Dadurch zog die Kripo zu 100 Prozent Nieten. Am heftigsten wiesen der eitle Grocks und der erfolgreiche Floßeigentümer Rempel die Vorstellung zurück, sie könnten irgendwo unbeliebt sein. Genau das Gegenteil sei der Fall. Die beiden setzten zur Aufzählungen ihrer guten Taten und der wohlwollenden Zeugnisse darüber an, aber das winkte der Kommissar barsch ab. Er sagte:

„Wir werden uns jetzt Ihre Personalien notieren, meine Damen und Herren, für Rückfragen. Wir müssen uns erst einmal um denkbare Beobachtungen unbefangener Dritter kümmern. Selbstverständlich werden wir Herrn Rempel auf dem Laufenden halten. Ich hoffe ja, er ist für solche ärgerlichen Zwischenfälle gut versichert? Aha, ich dachte es mir. Wie auch immer jedoch, Sie sollten die Floßfahrten einstweilen unbedingt einstellen. Es ist zu riskant. Wir werden uns natürlich mit den Ermittlungen sputen, damit Ihr aller Verdienstausschuss möglichst gering bleibt. Gäbe es sonst noch Fragen?“

„Was machen wir denn mit der Presse?“ wollte Grocks wissen.

Belmosto lächelte. Es war Grocks geradezu anzusehen, wie er sich innerlich schon die Hände rieb. Für zugkräftige PR-Geschichten war so einer immer zu haben. Belmosto erwiderte:

„Bitte gar nichts. Meiden sie die Ausstreuung von Mutmaßungen oder Räuberpistolen grundsätzlich. Die Kripo wird der Presse zunächst die Erklärung auftischen, es habe sich sehr wahrscheinliche nur um einen üblen Dummjungenstreich gehandelt. Von Nachahmungen bitte sie abzusehen.“

„Und was wird nun aus unserem erstklassigen Verstärker, dieser Ruine?“

„Na, hören Sie mal – die nehmen wir mit! Schließlich steckt da noch die Gewehrkugel drin, wie Herr Prat festgestellt hat. Seien Sie bitte so nett und tragen Sie den Kasten zu unserem Polizeifahrzeug. Verstauen Sie ihn im Beiwagen, der hat schon viele wichtige Beweisstücke befördert ... Vor allem Herrn Prat“, zwinkerte der Kommissar.

4

Die Kripo dachte natürlich gar nicht daran, jetzt die Schaulustigen oder die anliegenden Häuser abzuklappern. Kaum hatten sich der Sattelschlepper der Familie Rempel und die

Autos der MusikerInnen entfernt, bestiegen sie ihr treues Gespann und fuhren zum Fohlenmarkt zurück. Während Prat ein Protokoll von dem Floßgespräch tippte, griff Belmosto zum Telefon, um seinen Gewährsmann bei der *Balange-Post* auszufragen, nennen wir ihn Z. Das war oft der erste und kürzeste Weg zum Erfolg, jedenfalls für die Kripo von Porto Canto.

Für Redakteur Z lag die heiße Spur schon gleich auf der Hand, nachdem ihn Belmosto begrüßt und ins Bild gesetzt hatte. Z hatte Lehrer Schumolias Widerstand gegen den Lärmterror an der Hafenbrücke stets mit Interesse und Anteilnahme verfolgt, und selbstverständlich wußte er auch, daß Schumolia mit Frau und Tochter in einem zitronengelb getünchten Mietshaus wohnte. Allerdings räumte Z ein, es wäre nicht übel, die Kripo könne die Tatwaffe auftreiben und mit der sichergestellten Gewehrkugel aus dem Verstärker vergleichen. Fiele Schumolia dann als dringend der Tat Verdächtiger aus, könne man sich immer noch überlegen, ob sich zum Beispiel jene Briten einen korsischen Heckenschützen gemietet hätten, die derzeit die Rockgruppe *The Beatles* hochpushten. Vermutlich schwärme auch Schumolias Tochter bereits für die sogenannten Pilzköpfe aus Liverpool. „Übrigens heißt sie Madeleine, die Tochter, wie das Teegebäck von Proust.“

Belmosto warf sofort das Motorrad wieder an und fuhr zu dem zitronengelben Haus an der Hafenbrücke. Es war inzwischen kurz vor 16 Uhr. Der Schuß auf das Floß war nach mehreren Zeugenaussagen um 14 Uhr 32 gefallen. Belmosto konnte nur hoffen, Sportschütze Schumolia habe seine Flinte noch nicht ins Hafenbecken gleiten lassen. Er war sogar zu Hause. Vielleicht hatte er die ganze Zeit hinter der Gardine gestanden und sich angesichts der Konferenz auf dem Floß ins Fäustchen gelacht. Verstört wirkte er jedenfalls nicht, als er Belmostos Ausweis musterte und den Kommissar ins Wohnzimmer bat. Schumolia war ein sichtlich durchtrainierter, bartloser Mann um 1,80. Er wirkte im Gegenteil recht selbstsicher, und nach wenigen Minuten, die ein Telefongespräch mit dem Sekretariat des Schulrats einschlossen, wußte Belmosto auch den Grund: Der Lehrer hatte ein hieb- und stichfestes Alibi. Er hatte zwischen 14 Uhr 10 und 14 Uhr 40 eine Audienz beim Schulrat gehabt, weil ihn dieser für höhere Aufgaben im Auge hatte. Darüber hatten sie gesprochen.

Der Kommissar hatte Mühe, sich sein langes Gesicht nicht ansehen zu lassen. Der Mißerfolg weitete sich noch aus, denn Schumolia behauptete, seine Frau Elvira sei für die ganze Woche bei ihrer erkrankten Schwester in Ajaccio zu Besuch. Aber immerhin, die Tochter war noch da. Sie sei 16, sagte der Vater. Belmosto durfte an ihrer Zimmertür anklopfen und dann mit ihr sprechen. Das erste, was er in ihrem Zimmer erblickte, war ein farbiges Poster, das *The Beatles* zeigte. Dann versicherte ihm die blonde, kecke Madeleine,

sie habe gleich nach dem Mittagessen Besuch von ihrer Freundin Pauline gehabt, um mit ihr Englisch zu büffeln. Vor ungefähr einer Stunde sei Pauline wieder gegangen. Ja sicher, den Schuß auf das Floß hätten sie selbstverständlich gehört. Sie hätten für ein paar Minuten am Fenster gestanden und sich gegenseitig verboten, Schadenfreude zu zeigen. Das verdanke sich dem Ethik-Unterricht, den sie im Gymnasium hätten. „Es ist ein Pflichtfach, Herr Kommissar. Niemand kann sich heutzutage mehr der ethischen Unterweisung entziehen, wenn er ernsthaft anstrebt, Panzerschütze oder Lazarethhelferin zu werden.“

Das hellwache Mädchen gab zu, in der Jugend des väterlichen Schießclubs regelmäßig auf Pistole und Gewehr zu trainieren. Es liege ihr jedoch fern, daraus einen Beruf zu machen, „etwa als Kriminalkommissarin“, fügte sie schelmisch hinzu.

Belmosto lächelte. „Gehört Pauline ebenfalls der Jugendabteilung des Schießclubs an?“

„Nein, mit Waffen hat sie nichts am Hut. Sie will Geigerin werden.“

Belmosto bat sie um Paulines Adresse und verließ das zitronengelbe Haus.

5

Pauline wohnte jenseits des Hafens bei ihren Eltern, die beide OrchestermusikerInnen waren. Belmosto fuhr aber keineswegs dorthin, vielmehr erneut zum Fohlenmarkt zurück. Prat war noch da, weil ihn die Staatsanwältin zu einem dringenden Bericht in einer Abschiebesache verdonnert hatte. Er steckte ihn gerade in einen großen Briefumschlag, den er auf dem Nachhauseweg beim Landgericht einzuwerfen gedachte.

Belmosto berichtete von seinen Mißerfolgen, meinte jedoch händereibend, man könne „diesen frechen Mädchen“ vielleicht eine hübsche Falle stellen. Das hatte er sich unterwegs ausgedacht. Prat stimmte zu. Es kostete ja nichts, und für den Steuerzahler wären es nur zwei Überstunden mehr – falls Pauline überhaupt zu Hause anzutreffen sei.

Sie hatten Glück. Pauline höchstpersönlich, ein dunkelhaariges, etwas verträumt wirkendes Mädchen, öffnete den fremden Herren die Tür.

„Ach, da ist sie ja schon!“ rief Prat und streckte Pauline entzückt beide Hände entgegen. „Mein Name ist Pascal Abbattucci, Frau Rouvier. Und das ist mein Kollege Tino Desanti, übrigens eine Kanone im Schmetterlingsschwimmen. Wir sind Mitarbeiter der Kultur- und Sportabteilung im Kreisratsamt und wurden beauftragt, Ihnen zu dieser beherzten Tat gegen die Krawallschläger an der Hafenbrücke unverzüglich Glückwünsche

auszusprechen. Unser Chef hat bereits durchblicken lassen, der Kreistag werde Sie beim nächsten Plenum ohne Zweifel auf die Liste der EhrenbürgerInnen von Porto Canto setzen. Vorab mögen wir Ihnen für diesen Meisterschuß diese kleine Goldmedaille überreichen.“

Die Medaille lag bereits in Paulines von Prat zusammengedrückten Händen, wie sie verdattert sah. Dann starrte sie erneut beide Männer abwechselnd ungläubig an. Schließlich brach jedoch ihr hohes Gerechtigkeitsempfinden durch, das beiläufig schon von ihrer Freundin erwähnt worden war.

„Aber das muß eine Verwechslung sein, meine Herren! *Ich* habe doch gar nicht geschossen. Ich kann eine Flinte kaum von einer Zaunlatte unterscheiden. Nein, *Madleine* hat gesch ...“

Jetzt hielt sie sich erschrocken und jäh den Mund zu. Es war ihr wohl aufgegangen, sich irgendwie verplappert zu haben.

Belmosto winkte ab und bedeuete Prat bereits mit einem Nicken zur Treppe, sie könnten wieder verschwinden. „Macht nichts, Frau Rouvier! Verwechslungen kommen im Leben vor, selbst auf Geigenhälsen ...“

6

Sie kamen nicht umhin, Madeleine vorzuladen, sie mit den Ermittlungen zu der in einem Kartoffelkeller versteckten Tatwaffe und der aus dem Verstärker gepuhlten Gewehrkugel zu konfrontieren und ihr zu einem Geständnis zu raten. Eine Jugendrichterin habe bereits angedeutet, das Mädchen komme mit einer scharfen Verwarnung und zwei Wochen Straf- und Ferienarbeit an der Bordbar auf Rempels Floß davon. Seine BordmusikerInnen hatte Rempel mit einem geringen Anteil von der Versicherungssumme abgefunden. Er flößte jetzt mit *Beatles*-Musik aus der Konserve. Durch den Druck der Öffentlichkeit ließ er sich sogar dazu herbei, einen vom Amtsgericht empfohlenen Lärmpegel nicht zu überschreiten. Die Presse hatte groß über Madeleine berichtet und so zu einem Umschwung der öffentlichen Meinung in Sachen Lärmschutz beigetragen. Alle waren von Madeleine begeistert. Sie war jetzt Lokalheldin. Selbst der Marsailler Korrespondent von *Le Monde* hatte bereits mit ihr telefoniert. Wie sie ihren unerwarteten Ruhm verkraftete, entzieht sich unser Kenntnis.

Stellwerk mit Suppe

Belmosto und sein Gewährsmann Zacharias, kurz Zach, waren ungefähr gleich alt. Sie hatten sich freilich erst um 1960 kennen gelernt, nachdem Zach in Porto Canto in die Redaktion der *Balange-Post* eingetreten war. Nun saßen sie einmal des abends in der *Roten Reblaus*, um lediglich ein wenig zu plaudern und zu zechen. Obwohl Zach eine blonde Bohnenstange war, trug er auch sein Haar schulterlang. Als sich Belmosto nach dem Beginn seiner Laufbahn erkundigte, erzählte Zach das folgende.

>> Damals hatte ich noch nicht diese eindrucksvolle Künstlermähne. Und es war ja in der elenden Nachkriegszeit. Die Korsen hatten die italienischen und die deutschen Faschisten ins Mittelmeer geworfen, und jetzt wollten die französischen RepublikanerInnen endlich „wirksame demokratische Strukturen“ entwickeln. Die Korsen wollten aber lieber etwas zu fressen und eine Bude für ihr Bett. Die Wohnungsnot in Ajaccio, das etliche Bomben abbekommen hatte, war heftig. Dennoch stand mein Berufswunsch felsenfest: Ich wollte „Papiertiger“ werden, wie wir damals alle Schreib- und Dichtwütigen nannten. Schon deutlich über 20, hatte ich trotz Hunger und häuslicher Enge das Abitur nachgemacht. Meine Mutter hatte in ihrer 3-Zimmer-Wohnung in einer Mietskaserne am Gänsebach mich, vier Geschwister und auch noch Untermieter am Hals. Ich hätte ihr Los nur zu gern verbessert, aber wie?

Da lernte ich beim Schach im *Cafe Rosenhang* den jungen Schuhmacher Dupin kennen. Der umgängliche Mann war meine Rettung. Er bot mir kurzerhand den Oberstock des ehemaligen Stellwerks an. In diesem turmartigen Gebäude durfte er, amtlich abgesegnet, bis auf weiteres kostenfrei zugleich schustern und hausen. Er mußte lediglich ohne elektrischen Strom auskommen. Der Bahnhof von Ajaccio lag, nicht zuletzt wegen der anliegenden Rüstungsfabrik, völlig in Trümmern. Man errichtete gerade weiter nördlich einen neuen. Das Stellwerk war jedoch den Bomben entgangen. Wie sich versteht, hatten die Behörden das Stellpult und andere wertvolle Geräte längst herausgeholt. Immerhin waren die Scheiben der ausgedehnten Glaskanzel, durch die man alle Gleise und Signale im Blick hatte, durchweg heil geblieben. So konnte ich plötzlich nach Herzens Lust Ausgucker im Mastkorb spielen, in meine vorsintflutliche Schreibmaschine hämmern und den Redakteuren in den Ohren liegen, wenn auch noch nicht per Telefon. Ich pflegte immer brav auf Dupins Sohlen ins Pressehaus am Obermarkt zu latschen.

Daneben half ich meinem Gönner beim Austragen von geflickten Schuhen oder bei anderen Besorgungen, etwa von Leder. Er hatte nämlich einen Handwagen. Damit schaffte

ich sogar einen Herd heran, den wir gemeinsam in den Oberstock hievten. Nun konnte ich für uns beide kochen, mit Abbruchholz. Nach einigen Wochen tauchte allerdings Gerbereichef Fieschi, von dem wir Leder auf Rechnung bezogen hatten, mit seinem vermutlich in Deutschland gestohlenen *Lloyd-Kombi* vorm Stellwerk auf und verlangte fluchend Einlaß und sein Geld. Der beleibte Lieferant war derart wütend, daß er mit seinem Wagenheberhebel zunächst ein Erdgeschoß-Fenster zertrümmerte. Da paßt er aber nicht durch. Für die schönen großen Fenster im Oberstock hätte er eine Leiter benötigt – hatten wir nicht. Mit Schotter zu werfen, nützte ihm auch nichts, weil er ja keine Steine sondern Geld wollte. Wir hätten den Schotter sofort zurückgefeuert. Dann rückte er freilich der Tür zuleibe, die er aufzubrechen versuchte. Prompt raunte mir Dupin mit einem Nicken nach oben zu: „Der Herd!“ Auf diesem brodelte gerade ein großer Topf mit Kartoffelsuppe. „Trage den Topf zur Fensterbank“, fuhr Dupin fort. „Sobald du ihn ausgekippt hast, entriegele ich die Tür und mache den Sack fertig! Der ist ja gemeingefährlich!“

Ich verstand; schließlich hatte ich so manchen Ritterroman gelesen. Ich rannte nach oben, klinkte einen Fensterflügel der Glaskanzel, der genau über der Eingangstür saß, nahezu geräuschlos auf, nahm den Topf vom Herd und goß ihn über dem uns bedrängenden Wüterich aus. Er fluchte natürlich wie am Spieß und ging zu Boden. Immerhin verhütete Fieschis lächerlicher Cowboyhut die ärgsten Verbrennungen. Wir fesselten und knebelten ihn zunächst einmal. Dann hatte er wutschnaubend mitanzusehen, wie die beiden Stellwerker sein Auto inspizierten. Aha, der Herr Fabrikant war auf Hamstertour gewesen! Wir entdeckten allerlei Eßwaren, darunter Wildbret aus dem Staatsforst. Während ich sofort eine Rehkeule in die Pfanne haute, da die Kartoffelsuppe ja teils auf Fieschis Hutdelle, teils im Gras lag, sicherte Dupin dem Fabrikanten zu, er werde nicht verpfeifen und in der Lokalpresse angeprangert, falls er noch ein wenig Geduld mit der Zahlung habe. Darauf mußte er sich natürlich zähneknirschend einlassen. So ließen wir ihn fahren.

Ich gestehe, nach einigen Jahren, als ich neben den Pressemeldungen erste Erzählungen verfaßte, blies ich die Geschichte romantisch auf. Nun hatte der Fabrikant noch eine blutjunge, knackige Blondine im Wagen gehabt. Von unserem beherzten Widerstand tief beeindruckt, lief sie gleich zu uns über. Der dicke Gerbereichef mußte den Kampfplatz ohne sie verlassen. Sie beriet mich beim Braten der Rehkeule – und gegen Abend überwand sie sogar meine natürliche Schüchternheit. Wie sich versteht, wurde alsbald geheiratet. Mein Kampfgefährte, der Schuster, war Trauzeuge. In der Wirklichkeit wurde er leider schon Ende der 50er Jahre Opfer eines saudummen tödlichen Badeunfalls.<<

Belmosto nahm schmunzelnd einen Schluck Rotwein und ließ die Anekdote auf sich wirken. Schließlich lobte er sie und hakte nach: „Du bist auch als Erzähler aktiv? Ehrlich gesagt, ist mir dein Name noch nie in irgendeinem Feuilleton begegnet.“

„Kein Wunder“, grinste Zach. „Meine Erzählungen und Romane erscheinen ausschließlich unter Pseudonym.“

„Warum?“

Zach winkte ab. „Alles knallharte Pornografie.“

„Ahja ... verstehe ... Und wenn ich deinen Decknamen nun knacke? Immerhin bin ich Kriminalbeamter.“

Zach grinste. „Wenn du das schaffst, weiß ich, du bist ein Schweinchen.“

Spätholz

Soweit es das Wetter betraf, war es ein freundlicher Vormittag Ende September. Nachdem Belmosto fast eine halbe Stunde mit dem Bürgermeister des Bergdorfs Scheng telefoniert hatte, der ihm von Sinibaldi aufgehalst worden war, dachte er zwei oder drei Minuten lang nach. Prats *Bischofsmütze* war bereits verblüht. Prat selber ging im Hafenviertel einer Kneipenschlägerei nach, die anscheinend auch mit Schmuggelei zu tun hatte. Dann griff der Kommissar erneut zum Telefon.

„Zacharias Ivanoff.“

„Hallo Zach. Könntest du mir einmal verraten, was es mit dem Pariser Industriellen Romain Chiappe auf sich hat?“

„Was willst du denn mit *dem*? Er ist halt steinreich, wie so viele Industrielle.“

„Wie macht er denn sein Geld?“

„Hauptsächlich Rüstung. Das ist ja leider nicht gerade besonders ausgefallen, nicht wahr?“

„Ja. Aber Lanfranchi, seines Zeichens Bürgermeister von Scheng, hat mir kein Tönchen davon gesagt. Er schwärmt geradezu von Chiappe, weil der jetzt in dem Bergdorf einen Zweitwohnsitz hat.“

„Donnerwetter! Da weißt du ja ausnahmsweise einmal mehr als ich.“

„Ja. Er hat dort die Villa eines verstorbenen und kinderlosen Mediziners aus Montepellier übernommen. Und mehr noch: Kaum hat er die Villa zu ein paar Ferienaufenthalten genutzt, macht er einen Riesenstunk – wegen eines einzigen Walnußbaumes! Den Mediziner hatte der Baum nie gestört.“

„Na sowas. Erzähle mal!“

Scheng lag rund 20 Kilometer südöstlich von Porto Canto in der breiten Schlucht eines Gebirgsbachs. Chiappes Südhanggrundstück stieß nur ein paar Meter unterhalb der Terrasse seiner neuen Villa gegen das abschüssige Gehöft des alteingesessenen Bergbauern Lucien Paoli. Der verwitwete Mann war schon 62. Er rackerte sich inzwischen ohne Beistand seiner drei auswärts lebenden Söhne ab. Man konnte sein Gehöft nur armselig nennen. Neben einer Kuh und mehreren Ziegen wies es aber immerhin einen ausgesprochen prächtigen Walnußbaum auf. Und dieser hatte sich nun als Dorn in Chiappes Auge entpuppt, nahm er dem Rüstungsfabrikanten, der auf seiner Terrasse Sonnenbräune und Entspannung suchte, doch die Sicht auf das ganze romantisch gelegene Bergdorf Scheng und noch beträchtlich darüber hinaus. Was tat er also?

Er bat Paoli bei einem Glas Rotwein in dessen schäbiger Küche, den Baum zu fällen. „Nie und nimmer!“ rief Paoli entsetzt. Das sei zu viel verlangt. Also fuhr Chiappe zum Bürgermeister – und der hatte spätestens ein offenes Ohr für des Dorfwohltäters Wunsch, als Chiappe mit einem Scheck für die Neueinfassung des Dorfbrunnens winkte. Nur Paoli blieb verstockt. In dem Baum steckte schließlich fast sein ganzes karges Bergbauernleben. Er hing an ihm. Er soll sich sogar mit ihm unterhalten haben, wie andere mit ihrem Pferd.

Also erwirkte das neue Zweckbündnis einen Beschluß des Gemeinderates, der Baum müsse bis dann und dann weg, fertig, aus. Andernfalls rückten schon anderntags zwei Gemeindearbeiter mit der Kettensäge an. Da jedoch platzte Paoli der Kragen. Er schrieb dem Gemeinderat einen Drohbrief! Er schrieb mit krakeligen Buchstaben: „Mein Walnußbaum gehört mir und meiner seligen verstorbenen Frau Francoise! Jeder, der sich an ihm vergreift, kriegt eine Schrotladung auf den Pelz! Ich habe einen Jagdschein. Das weiß Herr Lanfranchi ja nur zu gut. Lucien Paoli.“

Zach schnalzte hörbar anerkennend mit seinen verstülpten Lippen. „Meine Herren! Starker Tobak ... Wunderbare Aufsässigkeit, Petru! Welche Frist haben denn diese Gemeindetrottel gesetzt?“

„Übermorgen läuft sie ab, um Mitternacht.“

„Und jetzt hat der Herr Bürgermeister auf den letzten Drücker kalte Füße bekommen, sehe ich das richtig?“

„Du sagst es.“

„Und was hat er denn von dir verlangt?“

„Zunächst hat er den Kreisrat beschimpft, weil der ihm mitteilte, mit Weisung von oben sei hier nichts zu machen. Die Zuständigkeit liege allein beim Gemeinderat. Gewiß könne sich Paoli an die Justiz wenden, aber deren Rechtswege seien bekanntlich länger als der Schatten eines Walnußbaumes in der Abendsonne. Bleibe im Notfall nur noch die Polizei. Und genau diesen Fingerzeig hat Lanfranchi jetzt fester als die Zitzen seiner 18 Milchkühe ergriffen. Jetzt verlangt er *Begleitschutz* von uns! *Begleitschutz* für die Sägekolonne! Oder wahlweise *Schutzhaft*! *Schutzhaft* für Paoli! ... Dieser Lanfranchi scheint ein alter Kumpel von den Schwarzhemden zu sein, den sie bei ihrem Abzug von der Insel aus Versehen vergessen haben.“

„Und jetzt bist du vermutlich unsicher, was da zu tun sei?“

„Du hast es erraten. Selbstverständlich muß ich mir vor Ort erst einmal ein Bild von der Lage und den Beteiligten machen. Aber mir fehlt ein Berater. Prat ist nämlich in einer anderen Sache unterwegs. Und das ganze eilt ja.“

„Ich verstehe, Petru. *Ich* könnte dir ja unter Umständen *Begleitschutz* geben ...“

„Sehr gut! Wann bist du abkömmlich? Ginge es sofort?“

Wahrscheinlich sah Zach zunächst auf seinen Kalender und auf die riesige, runde Wanduhr, die in dem Saal der Redaktion über einer Anrichte für die Druckfahnen hing. Dann erwiderte er:

„Ja, das läßt sich machen. Wir können auch gern mein Wagen nehmen. Ich hole dich ab.“

2

Zach hatte neulich einen kaum benutzten kirschroten *Bugatti 101 C* aus den 50er Jahren ergattert, 188 PS. Mit so einem zweisitzigen Cabriolet (schwarzes Klappverdeck, weiß geringelte Reifen) konnte man korsische Gebirge bewältigen, als ob sie nur Maulwurfshügel wären. Die beiden Freunde verzichteten allerdings wohlweislich darauf, mit ihrer elegant geschwungenen Kanone auf Paolis Gehöft vorzufahren. Sie stellten sie im Gegenteil unten am Bachufer ziemlich genau vor dem Bürgermeisteramt ab. Sollte sich Lanfranchi doch schwarz ärgern!

Zach hatte für die Kirschkanone sicherlich recht tief in seine Tasche greifen müssen; er war jedoch der Meinung, als Vertreter eines angesehenen Blattes habe man die Leute

vor allem *zu beeindrucken*. Ordentlich eingeschüchtert, rückten sie die interessanten Geschichten fast von selber heraus.

Der Walnußbaum war nicht zu übersehen. Die Sonne brachte ihn gleichsam zum Sprühen, färbte sich doch das grobgefingerte Laub bereits gelb. Er stand hart neben dem schiefen Wohnhaus, beschirmte dadurch fast das ganze bemooste Schindeldach, aber auch fast den ganzen Maschendrahtzaun der Villa, nämlich fast in der ganzen Breite der beiden schlauchartigen Hanggrundstücke. Die wenig borkige Baumrinde erinnerte an angelau-fenes Tafelsilber. Paoli selber hatte wohl eher keins.

Der schwächliche, zäh wirkende Bauer ließ an einen entlaubten Rebstock denken. Er trug ein buntes Käppi auf der mutmaßlichen Halbglatze. Der Graf hätte sofort gejubelt: kein Hauch von Bart!

Paoli sprach bedächtig, fast gemessen. Er zwinkerte aber gern. Sie hatten sich mit ihm verabredet, denn Telefon besaß er immerhin, hauptsächlich wegen der Söhne. Der älteste war nach Bastia zur Armee gegangen, wie sich an Paolis gut gehobeltem, wenn auch fleckigem Küchentisch aus einstmals hellem Birkenholz herausstellte. Der mittlere Sohn hatte weiter südlich, im Städtchen Taro, wo Don Matorell so unglücklich gegen die Ranch am Mufflonfelsen zu Felde gezogen war, in eine Autowerkstatt eingeheiratet. Nur der Jüngste war noch nichts geworden. Er studierte in Corte, der einzigen Universitätsstadt der Insel. Sie lag ungefähr 30 Kilometer weiter südöstlich. Dem Vater habe Sampiero erklärt, er sei in dem Städtchen, das nicht größer als Porto Canto war, für Soziologie und Psychologie eingeschrieben; der glaubte jedoch eher, Sampiero studiere Marx und Bakunin.

Paoli bot wahlweise Quellwasser oder Milch an und nutzte die Unterbrechung auch gleich, um im Küchenherd etwas Holz nachzulegen und in einen großen Topf zu gucken, der auf der Herdplatte brodelte. Sie könnten sich gern am Mittagessen beteiligen. Er habe eine Gemüsesuppe mit Speck aufgesetzt. Man werde wohl wohl gegen Eins essen. Sampiero habe sich nämlich auch noch zum Essen angesagt, „mit ein paar Freunden“. Das komme gelegentlich vor. Sein Jüngster möge manche Luftschlösser bauen, aber zuverlässig sei er „grad wie unser Walnußbaum“, also auch pünktlich.

„Ist Sampiero von dem drohenden Angriff unterrichtet?“ erkundigte sich Zach und strich seine blonde Mähne zurück.

„Jawohl, ist er.“

„Dann hätten Sie ja vielleicht schon einen Waffenbruder? Kann er überhaupt schießen?“

„Das schon, natürlich. Aber er tuts nicht mehr. Er sei jetzt *Pazifist*, hat er mir vor einiger Zeit erklärt. Er dürfe noch nicht einmal seine Freundin ohrfeigen, hat er behauptet. Naja, das ist schon hart.“

Die beiden Besucher sahen sich verblüfft an – und schmunzelten.

3

Der Aufsehen erregende Rest ist rasch erzählt. Sampiero hatte seinen Vater und die Besucher bereits beim Mittagessen in die Pläne der Verteidigungskräfte eingeweiht. Er sprach von mindestens weiteren zwei Dutzend Leuten, die im Laufe des Nachmittags mit Autos oder Kleinbussen einträfen. Das war auch der Fall. Zach ist begeistert und holt sich telefonisch grünes Licht von seiner Chefredakteurin Aurore. Belmosto fährt mit dem Überlandbus nach Porto Canto zurück, denn er fühlt sich von Zach durchaus gut vertreten. Die jungen Leute bauen Zelte auf Paolis Wiese auf. Zach bekommt ein Dachzimmer. Seine flache Reiseschreibmaschine hat er ohnehin stets im Handschuhfach seines schnellen *Bugattis* dabei.

Den ganzen letzten Ultimatumstag wird emsig gewerkelt: teils wird endlich Paolis baufälliges Scheunendach neu eingedeckt, teils wird die große Plakatwand gezimmert, im Rücken des Wohnhauses aufgestellt, mit Makulaturbahnen beklebt und schließlich bemalt. Diese Bretterwand ist fast so breit und so hoch wie Paolis Wohnhaus und Walnußbaum zusammen genommen. Wer in der Villa des höher gelegenen Nachbargrundstücks an einem Fenster des Salons stünde, sähe vom Dorf Scheng kaum noch eine Dachziegel. Im Ergebnis erinnert die Bretterwand an bunte und vierteilige Gemälde an den Außenwänden mexikanischer Miets- oder Regierungsgebäude. Man erkennt unter anderem getötete, mit Augenklappe bekleidete oder einbeinige Kriegsoffer, brennende bombardierte Städte, StraßenmusikerInnen und MegaphonträgerInnen, ferner Pfeife oder Joints rauchende hippiehaft wirkende junge Leute, im Beratungskreis um eine Feuerstelle sitzend. Chiappe hätte Bauklötze gestaunt, doch er weilt derzeit nicht auf der Insel.

Dafür sieht man hier und dort Lanfranchis Spione äugen. Alles wird pünktlich am Abend fertig. Am entscheidenden nächsten Morgen tauchen Lanfranchi und die beiden Kettensägen zwar auf, doch sie ziehen es vor, sich angesichts der Übermacht und deren Einfallsreichtum wieder zu verdrücken. Chefredakteurin Aurore hat den Hausfotografen geschickt. Er und Zach sorgen für die Überraschung des folgenden Tages – auch für

Lanfranchi und seine Gemeinderäte. Da können sie alle auf der Titelseite der *Balange-Post* in einem eingerahmten Kasten lesen:

>>Haarsträubender Gemeinderatsbeschluß in Scheng sorgt für halben Volksaufstand (ausführlicher illustrierter Bericht S. 3) / Pariser Rüstungsboß kündigt an, auf einer Insel mit solchen frechen BewohnerInnen werde er nicht einen Urlaubstag mehr verbringen / Heimischer Journalist stellt den Plan eines neuen Fördervereins vor, die Villa Chiappe zu erwerben, um darin eine Republikanisches Bildungs- und Erholungsstätte zu eröffnen / Bauer Paoli, ein Nachbar, bietet derselben Unterkünfte und Gelegenheiten zur Ertüchtigung der erwarteten TeilnehmerInnen an<<

Dieser Fall wurde von dem vorzüglichen Roman *Spätholz* des schweizer Schriftstellers Walther Kauer angeregt, erschienen 1976. Das Buch mutet dem Leser lediglich das zeittypische Ärgernis einer direkten Rede ohne Gänsefüßchen zu – jedenfalls in meiner Ausgabe: *Rowohlt*-Taschenbuch 51.–53. Tausend Juli 1994.

Lambrusco

Belmosto hat nie aufgehört sich darüber zu wundern, wie eng in einer Gesellschaft und auf dem Planeten überhaupt die unterschiedlichsten Bestrebungen zusammen geballt sind, oft sogar in derselben Person: mutige, hinterhältige, tugendhafte, grausame und so weiter, alles wild durcheinander. Aus einem Geschichtsbuch übers europäische Mittelalter erfuhr er einmal mit Schaudern, hier und dort habe man Fässer mit Löchern und nach innen zeigenden Nägeln als rollende Folter- und Hinrichtungsstätten genutzt. Der Eingesperrte landete dann, von einer Hügelkuppe aus, in einem Fluß oder See. Dagegen las er in einem Buch über das zaristische Rußland, findige Revolutionäre hätten einmal ein zugenageltes Faß aus der Gefängnisküferei als Fluchtmittel für einen eingekerkerten Genossen benutzt. Belmosto selber wäre wahrscheinlich schon beim Verladen auf dem Gefängnishof das Herz stehen geblieben, aus Platzangst. Jetzt entnimmt der Kommissar der Hauptstadtpresse, ein paar Leute hätten Lambrusco herausgehauen, als er gerade Strafarbeit im Steinbruch verrichtete. Das sei leider nicht ohne zwei erschossene Gefängniswärter abgegangen.

Lambrusco war der einzige aus jener mutmaßlichen Freischärler-Bande am Eisenbahnzug mit dem Soldatensold, der Monate später durch einen saublöden Zufall geschnappt werden konnte. Die Richter versenkten ihn im berühmten Zuchthaus von Ajaccio. Immerhin wurde er dort auch durch die erwähnte Strafarbeit schikaniert, und das war gar nicht so ungünstig für den eher schwächlichen, einst dunkel drahtwolligen, jetzt

glatzköpfigen Sträfling. Genossen ließen ihn wissen, man lasse ihn selbstverständlich nicht im Stich.

Die Strafarbeiter wurden täglich auf einer schmalen Zufahrtstraße über drei Kilometer hinweg per Lastwagen zum Steinbruch gekarrt. An einem Frühsommertag traf gegen 10 auch eine Limousine mit Standarte auf der Kühlerhaube am Steinbruch ein, wie die hohen Militärs sie gern benutzten. Der Major, der ausstieg, hielt sich erst einmal angewidert die Ohren zu, weil es so laut im Steinbruch war. Dann winkte er den Chef der Wachmannschaft herbei, zog ihm irgendeinen amtlich wirkenden Wisch an der Nase vorbei und sagte: „Holen Sie mir doch mal eben diesen verdammten Lambrusco herbei, Hauptmann. General Casabianca hat ihm dringend ein paar Fragen zu stellen. Wir bringen ihn dann gleich wieder zurück.“

Lambrusco staunte nicht schlecht, als er in dem angeblichen Major seinen Genossen Joseph erkannte. Er ließ sich natürlich nichts anmerken. Diese Leute vom Nationalen Widerstand sind alle mordsdiszipliniert. Aber nach zwei Minuten stellte sich schon der nächste dumme Zufall ein: Auf der schmalen Zufahrtstraße kam ihnen ein mit zwei Leuten besetzter Personenwagen der Gefängnisverwaltung entgegen!

Als die beiden Gefängniswärter die Standarte erblickten, bremsten sie selbstverständlich beflissen und preßten ihr Fahrzeug fast in den Straßengraben, um das Hohe Tier durchzulassen. Zwischen die beiden Wagen hätte kaum noch ein Handtuch gepaßt. In der Limousine befanden sich drei Personen: vorn der Fahrer und der angebliche Major, während Lambrusco vor dem Rücksitz auf dem Boden kauerte, damit die Wärter nicht etwa Lunte röchen. Aber genau das taten sie. Kaum hatte der Fahrer des Gefängniswagens den verborgenen, in der üblichen gestreiften Sträflingskleidung steckenden Fahrgast bemerkt, raunte er seinem Kameraden zu: „Aussteigen, Achille! Falle!“

Das jedoch war zu spät. Der „Major“ tunkte bereits seine Maschinenpistole über seinen sich duckenden Genossen am Steuer, der auf Zuruf das Seitenfenster herunter gekurbelt hatte, und durchlöcherte den Gefängniswagen. Zwei Tote, wie gesagt.

Jetzt war Schnelligkeit Trumpf, denn die MP-Salven waren jede Wette sowohl im Steinbruch wie im Gefängnis vernommen worden. Die Limousine drehte also auf und raste zur Stadt. Dort nahmen die Freischärler einen beinahe fliegenden Wechsel vor, der offensichtlich vorbereitet worden war. Sie ließen ihre Limousine kurzerhand vor einer stillgelegten Fabrikhalle stehen und verschwanden in der Halle. Nach drei Minuten kamen sie in Zivil gekleidet auf der anderen Seite wieder heraus, um in der dortigen Gasse einen anderen geparkten Wagen zu besteigen. Nun waren sie just nur biedere Bürger, die gemächlich aus der Stadt und in die Berge fuhren.

Der Graf kannte die Angelegenheit bereits aus den Rundfunknachrichten. Als er mit Belmosto feierabends auf einer Bank bei seiner Rosenrabatte saß und den Sonnenuntergang über der Hafenstadt erwartete, steuerte Belmosto noch ein paar Hintergrundinformationen bei, die er telefonisch aus dem Hauptquartier in Ajaccio bezogen hatte. Sie schwiegen eine Weile. Dann sagte der Graf mit einer wegwerfenden Handbewegung:

„Um ehrlich zu sein, Herr Kommissar, um die beiden Gefängniswärter tut es mir nicht sonderlich leid. Oder sind etwa *Sie* von irgend jemandem gezwungen worden, ausgerechnet Kriminalbeamter zu werden? Na sehen Sie. Wer aus freien Stücken Gefängniswärter wird, kann doch nur ein Strohkopf oder ein Sadist sein. Es gibt immer Alternativen. Er kann Schlosser oder notfalls Straßenfeger werden, das ernährt ihn genauso gut. Am schlimmsten finde ich immer Feuilletonartikel, in denen gejammert wird, dem Schriftsteller Soundso sei ja nichts anderes übrig geblieben, als *Dracula* oder das Drehbuch zum Film *Draculas Nierensteine* zu schreiben. Er müsse halt Geld verdienen, sonst verhungere er. Ja – warum tut *er* es denn nicht als Schlosser oder Straßenfeger? Weil er nicht Stroh im Schädel, vielmehr einen Floh im Ohr hat. Er möchte der Menschheit das Heil oder die gehobene Sprache oder weiß der Teufel was bringen. Und den *Prix Goncourt* möchte er natürlich auch.“

Belmosto lachte und bestätigte dem Grafen, diese Auffassung könne er unterschreiben. In den knospenden Rosen tummelten sich Läuse, während in einer Birke, die in ihrem Rücken grünte, ein *Zipdöp* dengelte, wie sie in Deutschland zum Zilpzalp sagten. Der Graf hatte noch weiter nachgedacht und fuhr jetzt fort:

„Der Gesichtspunkt der Berufswahl ist aber gar nicht die Hauptsache an diesem Lehrstück, glaube ich.“

„Sondern?“

„Die Freundschaft.“

Belmosto kratzte sich hinterm Ohr. „Die Freundschaft? Wie meinen Sie das?“

„Na, Sie können auch Treue oder Zusammenhalt sagen. Die Befreier ließen Lambrusco nicht in der Patsche sitzen, das ist ja leider keineswegs selbstverständlich. Die Freundschaft geht meiner Ansicht nach über alles. Sie geht auch über die sogenannte Blutsverwandschaft. Die ist eher Käse. Die Blutsverwandschaft beruht auf vernageltem Clandanken, wie manche kritische Autoren dazu sagen. Freie Zusammenschlüsse, und in denen Treue bis auf den Tod, das hat mir immer am meisten imponiert. Auf der Ranch am Mufflonfelsen versuchen sie das ja auch.“

Belmosto nickte versonnen und wurde so der Notwendigkeit enthoben, skeptische Widerworte zu geben. Wahrscheinlich hatte der Graf auch in der Frage der Freundschaft

auf Lobeshymnen von Alain zurückgegriffen. In dieser Hinsicht galt übrigens dasselbe: Belmosto hatte sich inzwischen heimlich entschlossen, seine Vorbehalte gegen den Philosophen dem Graf gegenüber lieber für sich zu behalten. Es hätte den Grafen verletzt. Bei seinem Alter und seinem Adelsstolz würde er seine Lieblingsurteile und seinen literarischen Geschmack sowieso nicht mehr ändern. Was Alain anging, hatte sein Vermieter sogar eine Art Hausaltar eingerichtet. Er bewahrte Alains Werke nicht etwa in seiner Bibliothek unterm Dach auf; vielmehr standen sie in seinem Salon zwischen Buchstützen auf einer wertvollen Nußbaumkommode in Reih und Glied. Möglicherweise blies er alle zwei Tage beflissen den Staub von ihnen ab. Das Stärkste aber war: über der Kommode hing ein echter Richard Bonington von ca. 1824, wie sich versteht, eingerahmt hinter Glas. Belmosto hatte in einer Enzyklopädie nachgeschlagen, in der das Aquarell sogar abgebildet war. Es zeigte unten einen Streifen Meeresstrand und darüber einen mordshohen, durchaus beeindruckenden bedeckten Himmel. Es hieß *An der Küste der Normandie*.

In Porto Canto hatte sich die Sonne inzwischen dem Mittelmeer genähert. Im Hafen tutete die letzte Fähre nach Nizza. Es wurde beiden Männern jetzt doch zu kühl, und so verzogen sie sich hangaufwärts in die Villa, jeder in seine eigenen vier Wände.

Ein Preisverweigerer

Als Belmosto am Küchenfenster des Grafen vorbeiging, rief dieser erfreut hinaus: „Haben Sie es schon gehört? Marcel Jodelle hat den *Prix Goncourt* abgelehnt!“

„Marcel Jodelle? Wer ist das? Muß man den kennen?“

„Es empfiehlt sich schon. Er ist der beste anarchistische Schriftsteller, den wir in Frankreich seit dem Krieg haben. Wir kennen uns auch flüchtig persönlich. Ich habe ihn gleich angerufen und ihn beglückwünscht.“

„Zu dem Preis?“

„Nicht doch – zu seiner Verweigerung. Das gefiel ihm, und da meinte er spontan, ich könnte eigentlich wieder einmal zu ihm und seiner Frau hinaus kommen. Sie könnten mich ja glatt begleiten, Herr Kommissar. Vielleicht schon am kommenden Sonntag?“

„Wo wohnt er denn? In der Normandie?“

„Unfug. Sie haben ein Häuschen in den Blauen Bergen, keine sieben Kilometer von der Ranch am Mufflonfelsen entfernt.“

Das klang ja vielversprechend. Belmosto nahm dankend an – mit dem Vorbehalt, der nächste Mord geschehe nicht ausgerechnet am Samstag. Der Graf meinte allerdings, es wäre nicht übel, wenn sich sein Mieter um einen Wagen kümmern könnte. Sie hatten nämlich beide keinen. Möglicherweise hatte der Graf also von vornherein weniger einen neuen Fan dieses Schriftstellers, vielmehr einen Chauffeur gesucht.

„Das dürfte sich machen lassen, Herr Graf. Ich kenne einen Journalisten, der mir hin und wieder gern seinen *Bugatti* leiht. Kümmern Sie sich um den Besuchstermin und sagen Sie mir Bescheid, dann fühle ich bei dem Journalisten vor. Ich glaube fast, mir zuliebe würde der Mann sogar Fahrrad oder Überlandbus nehmen. Das ist eben Freundschaft ...“

2

Der Graf nutzte die halbstündige Fahrt in dem komfortablen Leihwagen, um Belmosto über das Ehepaar Jodelle wenigstens in Umrissen ins Bild zu setzen. Marcel, geb. 1912, jetzt Mitte 50, war im Spanischen Bürgerkrieg zum Anarchisten geworden. Dagegen lernte er die moskauhörigen Kommunisten hassen. Die Niederlage setzte ihm arg zu, obwohl er nur leichte Kampfverletzungen erlitten hatte. Ursprünglich Schriftsetzer und Buchdrucker, fing er dann bald selber mit dem Schreiben an, um seine Erfahrungen zu verkraften und mitzuteilen. Sein Buch *Spanische Schmeißfliegen* erlebte vergleichsweise hohe Auflagen. An den Kriegsfrenten hatte er bereits manchen Streit mit Schriftstellern wie Hemingway, Ehrenburg und Orwell ausgefochten. Mit Orwell hätte er sich einmal um ein Haar geprügelt, weil ihm der Proletkult des Briten auf den Senkel ging. Orwell verherrlichte insbesondere den Bergmann der Kohlezechen, der rund ums Jahr unter Tage zu unser aller Wohl und Wärme schwitze. Jodelle schimpfte später, man hätte auch den hochaufgeschossenen Orwell ruhig einmal in die Stollen schicken sollen, dann wäre er vielleicht ein mit Zähnen bewehrtes Krokodil statt nur eine Blindschleiche geworden. Gleichwohl hielt er Orwell immer für einen vorbildlichen Stilisten und bedauerte seinen frühen Tod.

Jodelles Rettung in finanzieller Hinsicht waren weniger Verkaufserfolge, vielmehr die Empfänglichkeit der gelernten schweizer Uhrmacherin Emma Siebenschuß für seinen merkwürdigen herben Charme. Emma war gut 20 Jahre jünger als er. Schon Mitte der 50er Jahre erzielte sie einen Durchbruch als Erfinderin, bald auch Fabrikantin. Ihr Vater hatte ihr eine moderne, vergleichsweise flache Schreibmaschine von *Adler* geschenkt, auf der sie gern ihre vielen Briefe verfaßte. Das formschöne Modell war türkisfarben lackiert.

Was Emma jedoch wurmte, war die rasche Abnutzung, nämlich Verhärtung der gummierten Walze. Man mußte die Maschine ins Genfer Bürogeschäft bringen, das wiederum die Walze auszubauen und zwecks Neubeschichtung in eine darauf spezialisierte Werkstatt zu schicken hatte. Emma tüftelte nun eine „Wechselschicht“ für Schreibmaschinenwalzen aus. Ein dünner Gummimantel wurde, sich überlappend, um die eigenhändig ausgebaute Walze geklebt und dann an der Nahtstelle mit einem scharfen Messerchen und einem Eisenwinkel durch sogenannten „Doppelschnitt“, den auch LinoleumverlegerInnen beherrschen, genau passend gemacht. Dadurch wurden störende Holperstellen auf der neubeschichteten Walze vermieden. Der Kunde hatte nur darauf zu achten, den Doppelschnitt nicht bei jedem Wechsel an derselben Stelle anzubringen, sonst hatte er bald, statt einer Walze, zwei Hälften einer Aubergine. Dank eines gut abwaschbaren, im übrigen biodynamischen Klebers konnte der Mantel jederzeit ohne nennenswerten Aufwand abgezogen und durch einen Nachfolger ersetzt werden. Auch das Verfahren des Walzenausbaus vereinfachte Emma. So konnte der Eigentümer der Schreibmaschine alles selber machen, die Reinigung der stählernen Typen durch gesundheitsschonende Kinderknetstangen eingeschlossen. Später erfand sie sogar noch ein mit Tinte wasserbares Kästchen, in dem der Kunde seine beiden Maschinenbänderrollen einfach durchkurbeln konnte, so daß die Schrift auf dem weißen Blatt wieder tadellos kohlschwarz, ja geradezu wie gestochen erschien. Man konnte auf diese Weise mindestens 10 Jahre lang mit demselben Gewebeband arbeiten.

Anfangs hatte Emma die Zusammenarbeit mit den *Adler*-Werken gesucht, die auch interessiert waren. Dann wurde sie jedoch auf die beinahe schon übliche faschistische Vergangenheit dieses südhessischen Unternehmens hingewiesen. Also tat sie sich mit einem Feinmechaniker zusammen und eröffnete ihre eigene kleine Fabrik, zunächst in Genf. Ihr Partner entwickelte ein neues Schreibmaschinenmodell, baute auch eine Maschine für die Herstellung der austauschbaren Gummimäntel, und los gings. Das Presse- und Kundenecho war gut. Den Gewinn teilten sich die beiden Partner, sofern sie nicht neu investierten. Die abgenutzten Gummimäntel konnten übrigens eingetauscht werden, führten sie Emma & Co doch der Wiederaufbereitung zu. So hätten sie auch beinahe noch einen Umweltschutzpreis ergattert, wenn es bereits die Zeit dafür gewesen wäre.

Ihren künftigen Liebhaber und Gatten Jodelle lernte Emma um 1959 im Pariser Atelier des schweizer Bildhauers und Malers Alberto Giacometti kennen. Sie ließen sich bald darauf in Korsika nieder, wo die Grundstückspreise noch erschwinglich waren. Die Fabrik von Emma & Co kam in Porto Canto im Hafenviertel unter. Das Häuschen in den

Blauen Bergen erwarben sie von einem pensionierten Postvorsteher, dem das Landleben zu beschwerlich geworden war. Sie konnten sogar dessen 12 Jahre alten *VW-Käfer* übernehmen. Mit dem fuhr Emma nur noch gelegentlich nach Porto Canto, weil sie sich auf ihren Teilhaber in der Fabrik und dessen Chefsekretärin verlassen konnte. So widmete sie sich zu Hause ihren erfinderischen Plänen oder durchstreifte die Wälder nach Himbeeren und Pilzen. Ein Fremder hätte sie für ein Kräuterweiblein gehalten, denn sie liebte Kopftücher. Den Drang zum Prahlen hatten beide Jodelles nie gekannt.

3

Das eingeschossige, hell getünchte Häuschen mit Walmdach lag oberhalb des Dorfes Krummbach zwischen einer ausgedehnten Viehweide und dem Waldrand. Ein asphaltiertes, schon recht rissiges Sträßchen führte hinauf. Bei dieser Sicht war es kein Wunder, daß sie bereits an der rückwärtigen Haustür von dem Ehepaar erwartet wurden, zumal der *Bugatti* von seiner Kirschröte noch keinen Hauch eingebüßt hatte. Belmosto, der ihn steuerte, bremste ihn jetzt. Als beide Besucher ausgestiegen waren, öffnete Emma Jodelle ihre bis dahin erstaunt verstülpten Lippen und meinte beim allgemeinen Händeschütteln:

„Ich wußte gar nicht, daß die korsischen Polizisten so gut bezahlt werden, Herr Kommissar!“

Der Graf schmunzelte. Belmosto winkte ab: „Nur ein Mietwagen, Frau Jodelle! Sie hatten gerade keinen anderen da.“

Die blond befranste Emma kicherte. Sie war kaum kleiner als der Kommissar. Sie zeigte freilich, ähnlich wie der *Bugatti*, jene wohlgefälligen Rundungen an allen Stellen, die Männer in der Regel bei Frauen für besonders wichtig halten. Ihre kräftige Nase deutete an, diese Frau kommt aus den Alpen. Der schlanke Marcel dagegen, kaum größer als sie, hatte scharfe, von einer schmal eingefassten Brille mit fast runden Gläsern gemilderte Gesichtszüge und eine zurückgekämmte dunkelbraune Mähne zu bieten. Seine Stimme wirkte unaufdringlich.

Man wandelte ein wenig ums Haus und ließ sich dann auf einer überdachten Terrasse, die auf dessen Südwestecke ausgespart worden war, um einen bereits gedeckten

Wachstuchstisch nieder. Es gab Kaffee und eine Nußrolle, die der Schriftsteller persönlich nach einem Rezept seiner seligen Großmutter Elisa gebacken haben wollte. Sie schmeckte nicht schlecht.

Von dieser Terrasse aus, sagte sich Belmosto, hatte der pensionierte Postvorsteher also die Zufahrt vom Dorf her im Auge behalten, vor allem das Postauto. Ferner hatte er die Kühe längs des Krummbachs staken und die Turmuhr der Dorfkirche schon wieder stehengeblieben gesehen. Ihm selber dagegen, dem Kommissar, war vor allem ein Desiderat aufgefallen, wie die Gelehrten dazu sagen: Das Häuschen der Jodelles war nicht eingezäunt. Belmosto hatte lediglich ein paar schlanke, wohl hohle Pfähle bemerkt, die recht beziehungslos herumstanden. Als er dies ansprach, kicherte Emma schon wieder und blickte fragend zu ihrem Gatten.

Marcel lüftete seine Brille, hielt seinen flinken Blick an und sagte lächelnd und bedächtig: „Natürlich – bei dieser einsamen Lage und dem ungeheuerlichen Reichtum der HausbewohnerInnen würde sich jeder normale Mensch einen soliden Zaun erwarten, möglichst auch noch zwei gefleckte Doggen, die ihn mit Furcht einflößendem Gebell bespringen. Emma ist aber nicht normal. Sie ist Erfinderin, wie Sie wohl beide schon wissen. Somit hat sie sich das Prinzip der Lichtschranke anverwandelt und das Haus mit Hilfe des elektrischen Stroms abgeschirmt, den wir ja immerhin haben. Werden die unsichtbaren Lichtschranken durchbrochen, bricht im Haus ein Höllenlärm aus, von unserer eigenen Alarmsirene. Emmas Hauptproblem war allerdings die heimische Fauna. Sie studierte die Flughöhen der Eulen und die Laufhöhe der Feldhasen. Schließlich entschied sie sich dafür, die Lichtschranken in humaner Hüfthöhe anzubringen, damit ihnen auch geduckte EinbrecherInnen nicht entgingen.

Wie sich versteht, sind die Düsen der Lichtschranken nahezu unsichtbar in den Pfählen versenkt. Wer unsere Abwehrmaßnahmen nicht kennt, mußte unser Haus für ein gefundenes Fressen halten. Aber dann sprang in der Abenddämmerung eine ausgewachsene Hirschkuh vom Waldrand her auf unser Grundstück zu. Vermutlich war ihr ein Feind auf den Fersen. Jedenfalls löste sie den Höllenlärm aus und krachte in ihrem Schrecken frontal gegen unsere verriegelte Haustür. Zum Glück geht sie nach innen auf. Wir hatten bereits nach unseren Hieb- und Stichwaffen gegriffen. Jetzt sahen wir jedoch, auf dem Abtreterost lag nur ein anscheinend totes Tier. Wir knipsten Licht an. Herzschlag oder Schädelbruch hatten die Hirschkuh ereilt. Wir verkniffen uns pietätlose Bemerkungen, ließen das Opfer erst einmal an einem Haken für die Wäscheleine ausbluten und trugen es anschließend gleich in den Kofferraum unseres *Käfers*, um es zur Ranch am Mufflonfelsen zu schaffen. Dort nahm man uns das üppige Wildbret mit Handkuß ab. Hätte uns unter-

wegs aber zufällig eine Forst- oder Polizeistreife angehalten – was wäre dann wohl passiert, Herr Kommissar?“

Belmosto nickt lächelnd. „Klarer Fall von Wilderei!“

„Sie sagen es.“

Der Graf schien nur gedankenabwesend zugehört zu haben. Vielleicht kannte er die Geschichte schon. Jetzt stieß er seinen Begleiter erschrocken an und nickte Richtung Vorplatz: „Wir haben die Tasche im Wagen vergessen!“

„Stimmt“, erwiderte Belmosto und erhob sich bereits. „Ich hole sie.“

Es war ein Geschenk für die GastgeberInnen. Zurückgekehrt, entnahm Belmosto der Tasche einen dicken, ungeordneten Haufen von Makulaturpapier und setzte ihn auf einem unbenutzten Liegestuhl ab. Zach hatte ihn in der Druckerei der *Balange-Post* besorgt, die auch Bücher druckte. Die Rückseiten der unterschiedlich großen Bögen waren durchweg unbedruckt. Handlich zerteilt, konnte sie jeder in seine Schreibmaschine einspannen, um darauf seine Briefe oder Romane zu entwerfen. Die Jodelles kannten dieses kostengünstige Verfahren bereits. Im Winter steckten sie mit den Entwürfen, die nichts taugten, ihre Zimmeröfen an. Sie dankten dem Grafen überschwenglich und forderten im Gegenzug dazu auf, entschieden mehr Nußrolle in sich hinein zu stopfen.

Es blieb nicht aus, daß sich auch der Graf einmal kurz ins Haus begeben mußte. Er mußte aufs Klo. Belmosto blickte ihm nach und nutzte dann die Gelegenheit, seinem Tischnachbarn Marcel Jodelle hinter vorgehaltener Hand zuzuraunen: „Was halten *Sie* denn von ihrem Kollegen und Landsmann Alain, wenn ich einmal fragen darf? Ich habe gerade sein sogenanntes Hauptwerk *Lebensalter und Anschauung* ausgelesen – unter gewissen Mühen, wie ich gestehen muß. Es war eine Leihgabe vom Grafen.“

Jodelle lächelte. Offenbar wußte er um des Grafen Verehrung für Alain. Jetzt gab er allerdings ehrliche Antwort. Er zwinkerte und sagte leise und rasch: „Ein kluger Beobachter, Herr Kommissar. Auch ein guter Stilist. Aber was für ein eitler, blendender Schönredner, Herr Kommissar! Er schenkt dem Leser undurchdringlichen Weihrauchnebel, während er sich selber für einen Weisen hält. Denkste, Puppe! Die Weisheit muß klar wie ein Aphorismus von Lichtenberg zu uns kommen. Alain jedoch vermummt und verbirgt sich. Entsprechend fordert er den freien Bürger unermüdlich dazu auf, sich vor den von Alain gern so genannten *Ordnungen* zu beugen. Martin Luther tat nichts anderes. Übrigens beschimpfte Lichtenberg gewisse, zum Beweis entschlossene zeitgenössische Literaten* gern für „eine Art von leerem Geschwätz, dem man durch Neuigkeit des Ausdrucks, unerwarteten Metaphern das Ansehen von Fülle gibt“. Alains Verfahren war

also nicht neu. Es bewährt sich bis zur Stunde. Ich muß freilich sagen, die Kurzessays von ...“

Jodelle unterbrach sich für Sekunden, da der Graf wieder auf der Terrasse erschien. Dann vollendete er geistesgegenwärtig: „... Orwell sind streckenweise meisterhaft.“

Belmosto nickte grinsend und dankend. Der Graf nahm wieder Platz und griff zu seiner Kaffeetasse. Belmosto schob gleich nach: „Und Sie selber, Marcel? Sind Sie mit Ihren jüngsten Arbeiten zufrieden? Was werden Sie demnächst veröffentlichen, wenn ich fragen darf?“

Jodelle rieb sich das bartlose Kinn. „Zufrieden ist man dummerweise nie ... Unlängst ist mir aber eine zündende Idee für eine Art historischen Roman gekommen. Erst gestern habe ich das Vorhaben für meine Verlegerin kurz skizziert und dann sauber in Emmas *Emma* getippt. Ich könnte Ihnen diese Skizze ja glatt vorlesen, meine lieben Besucher! Sie ist keine zwei Seiten lang. Vielleicht hätten Sie Einwände oder wertvolle Anregungen.“

Während der Graf ermunternd und geschmeichelt nickte, wollte der Kommissar stirnrunzelnd wissen: „Emmas Emma sagten Sie? Wer ist denn das nun wieder?“

Frau Jodelle kicherte. „Es handelt sich um die neue Schreibmaschine, die wir in Porto Canto fertigen. Die Serie heißt eben *Emma*, ganz einfach. Inzwischen gibt es sogar schon *Emma 61* und *Emma 66*, beide Modelle pinkfarben lackiert. Wenn wir so weitermachen, sind wir bald bei *Emma 100*.“

„Ujeiiei“, seufzte der Graf und musterte Frau Jodelle recht begehrlieh. „So viele Geliebte hätte ich mal haben müssen!“

4

Liebe Frau di Borgo,

die Geschichte Korsikas ist bewegt. Ab 1568 war wieder einmal Genua am Ruder. Allerdings konnte es seine Oberherrschaft nur lasch ausüben, sodaß sich einheimische Statthalter, Grafen oder Räuberbarone tüchtig um die Aufteilung der Insel balgen konnten. Näheres wissen natürlich nur die wenigsten. Für die Jahre 1580/81 ist die Italienreise des südfranzösischen Schloßherrn und frischgebackenen Essayisten Michel de Montaigne, Ende 40, bekannt. Meine Idee ist es nun, ihn mit einer noch taufrischen südkorsischen Zwergrepublik zusammenzuführen. Ich muß sie nur noch erfinden. Montaigne entschließt sich zu dem Abstecher, weil ihm Verlockendes, zum Teil sogar Unglaubliches von diesem

Gemeinwesen zu Ohren gekommen ist. Er will das sehen, vielleicht auch darüber schreiben.

Selbstverständlich freuen sich die Leute. Sie quartieren den recht prominenten Mann im schon vor dem Umsturz bestehenden Gasthof *Rotes Horn* am Marktplatz ihres Hauptstädtchens Bonifacio ein. Das neue politische Gebilde ist flächenmäßig kaum größer als Ihr Verlagssitz Ajaccio, umfaßt rund 3.000 Leute und nennt sich *Freie Grafschaft Bonifacio*. Da fangen schon die Verblüffungen und Scherze an. Montaigne, unlängst noch Gerichtsherr in Bordeaux, bald darauf auch Bürgermeister der großen Stadt, nimmt natürlich an, man werde ihn erst einmal zur Begrüßung zum Grafen führen. Aber es gibt keinen. Der Besucher befindet sich in einer egalitären Zwergrepublik, die unser Planet bis dahin, soweit ich weiß, noch nie gesehen hat.

Wie ich den Umsturz (in der Rückblende) deichsele, weiß ich schon ungefähr. Von Empörung und Schneid der Untertanen des dort unten herrschenden Herzogs Parese und dessen Zitadellenvogt in Bonifacio einmal abgesehen, spielt eine eigene militärische Erfindung von ein paar Einheimischen die Hauptrolle. Das selbstgeschmiedete, mehrschüssige Gewehr ist den Blasrohren des Herzogs fünfmal überlegen. Der Vogt wird übertölpelt; dann lassen die Aufständischen den Herzog wissen, er möge sich einen Gegenschlag vielleicht doch verkneifen, weil seine Truppen, notfalls auch sein häßliches „Schloß“ in Porto Vecchio, andernfalls durchlöchert würden wie Schweizer Käse. Im übrigen habe die neue Grafschaft keine Expansionsgelüste. Finde sich der Herzog mit dem Verlust des Südzipfels ab, könne er seine Ruhe und obendrein ein paar nützliche Tauschgeschäfte haben. Wie sich versteht, ist die neue Grafschaft zumindest in der ersten Zeit gut und geschickt bewacht. Nach ein paar Beulen seiner Landsknechtstölpel gibt der Herzog zähneknirschend nach.

Montaigne, selber ein guter Reiter, zieht unter anderem vor der Pferdezucht und dem Weinanbau der Grafschaft seinen Hut. Aber auch die „basisdemokratischen“ Strukturen beeindrucken ihn. Voraussichtlich wird er für etliche Frühherbstwochen in das republikanische Leben eintauchen, Liebeswonnen eingeschlossen. Das ist ja für einen Roman unverzichtbar, wie Sie selber am besten wissen. Für den Fall Montaigne ist die Liebschaft wichtig, weil der schwächliche, kränkelnde Mann von Hause aus durchaus frauenfeindlich gestimmt ist. Das führt natürlich zu einigem Zunder. Eigentlich hat er gar keine Lust mehr, zu seiner Gemahlin auf Schloß Montaigne zurückzukehren. Er schreibt begeisterte Briefe.

Einmal verfolgt er ein Schiedsverfahren gegen einen noch rechtzeitig ertappten Verräter, der das republikeigene Gewehr nach Porto Vecchio zum Herzog zu schmuggeln

gedachte, zwecks Nachbaus. Das wäre eine Katastrophe gewesen. Im Ergebnis wird darauf verzichtet, den halsstarrigen Mann zum Tode zu verurteilen. Er soll an den Herzog ausgeliefert werden, sofern der ihn nimmt. Haftstrafen werden grundsätzlich abgelehnt. Alternativ könnte man ihn auf dem bekannten öden Inselchen Montechristo absetzen.

Plötzlich erreicht Montaigne die Nachricht, man habe ihn zum Bürgermeister von Bordeaux gewählt. Diesem Ruf muß er gehorchen, weil er sich auch als Vermittler und Beschwichtiger des heimischen Bürgerkrieges versteht. Er verzögert die Abreise so gut es geht; dann nimmt er Abschied von seinen neuen Freunden. Selbstverständlich versprechen sie einen Gegenbesuch. Sie arbeiten bereits an einem seetüchtigen und piratensicheren Kriegsschiff, denn Bonifacio ist Hafenstadt. Was halten Sie von meinem Plan?

Ihr Marcel Jodelle

5

Die Besucher erklärten einstimmig, sie würden den Roman, falls Jodelle ihn zustandebringe, sofort verschlingen. Die einzige, die etwas aufmuckte, war Emma Jodelle. Sie war in der Schweiz zunächst fromm, dann anthroposophisch erzogen worden und bis heute nicht von ihrem sogenannten Pazifismus losgekommen. Die Sache mit dem mehrschüsigen Gewehr behagte ihr nicht. Ihr bebrillter Gatte bescheinigte ihr selbstverständlich zum vermutlich hundertsten Male in ihrer Ehe Kurzsichtigkeit. Erstens sei eine Gesellschaftlichkeit ohne Gewalt undenkbar, 2. sei Emmas Gewaltbegriff viel zu eng. Nicht nur Ohrfeigen, sondern auch Blicke könnten verletzen oder gar töten, von den oft unterschwellig wirkenden brutalen Strukturen kapitalistisch verfaßter sogenannter Demokratien ganz zu schweigen.

Durch dieses Scharmützel erfuhr Belmosto zum ersten Mal, daß es im 14köpfigen Stadtrat von Porto Canto Anarchisten gab und Emma sie sogar finanziell (oder mit pinkfarbenen Schreibmaschinen) unterstützte. Es gab im Stadtrat genauer zwei Anarchisten, zwei Kommunisten, fünf Nationalisten und den Rest. Die Kommunisten warben seit Längerem für ein Bündnis der drei radikalen Listen, weil sie doch dann bereits die absolute Mehrheit hätten und die volksfreundlichen Reformen wie am Fließband auswerfen könnten. Die Anarchisten sträubten sich.

„Gott sei Dank!“ knurrte Marcel Jodelle. „Dieses unglaublich beliebte Mehrheitsdenken ist doch die letzte Scheiße! Wer ist der Stärkere? wollen sie alle wissen. Das hat natürlich mit Gewalt nichts zu tun, lieber Emma-Schatz ... Ich persönlich, als Anarchist,

möchte nicht durch meine Stärke, sondern durch die Überzeugungskraft meiner Argumente siegen. Im übrigen könnt ihr all die geplanten Reformen des Bündnisses getrost in der Pfeife rauchen. Entweder stoßen sie rasch an die Grenzen der kapitalistisch und autoritär verfaßten Gesellschaft. Oder aber, die wahren Machthaber der Gesellschaft ertränken das Häuflein der Rebellen im Mittelmeer. Sie haben nämlich das Geld, die Ländereien und das mehrschüssige Gewehr.“

Der Graf hielt sich aus dieser Debatte heraus, drohte er doch sowieso schon einzuschlummern. Emma vertagte ihre Widerworte auf das nächste Schlafzimmersgespräch. Belmoste bedankte sich für die vielen Anregungen und dachte sogar daran, sich Zachs leere Tasche aus dem Liegestuhl unter den Arm zu klemmen. Er half dem Grafen beim Einsteigen und ließ seine 188 PS an.

* laut F. G. Jünger, *Sprache und Denken*, 1962, S. 21

...